

Der
Pfarrer Plebanus von Miehlen.

Eine historische Erzählung
aus der

letzten Hälfte des dreißigjährigen Krieges,
für die Jugend und das Volk

von

Ottokar Schupp.

Mit vier Abbildungen.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1870.

Philadelphia
bei Schäfer & Koradi.

Alle Rechte vorbehalten.



Stahlsch. v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

I.

Kreuz und Leid erweichen das trotzige Menschenherz und zeitigen es für den Himmel. So hält der Winzer auch die kalten und feuchten Herbstnebel, die uns halbe Tage, ja oft noch länger den lieben, warmen Sonnenschein rauben, zur Veredlung und Zeitigung der Weintrauben für entschieden notwendig. In Beides hätte für den Augenblick ein junges Menschenkind gewiss nicht eingestimmt, das schon stundenlang harrend auf Überfahrt am Ufer des Rheinstromes stand und in höchster Ungeduld sowohl über sein Missgeschick fluchte, als auch über den undurchdringlichen Nebel, der schon den ganzen Tag das Rheintal füllte und jede Verständigung mit dem andern Ufer unmöglich machte.

Allerdings mochte der Nebel für die Trauben im Jahre 1634, wo unsere Erzählung anhebt, nicht die Bedeutung haben, wie in dem trefflichen Weinjahre 1834. Nicht als ob dazumal ein sonderlich saurer und herber Wein gewachsen wäre, ein Ratzmann, wie die Limburger Chronik solchen Trinkstoff bezeichnet, sondern das hatte andere Gründe. Es kam nämlich in den dreißiger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts

selten zu einer ordentlichen Weinlese am Rhein. Die Füchse, die Raben, Staare, Spatzen, und sonst noch gefiederte und ungefiederte Feinschmecker hatten förmlich dieses angenehme Geschäft übernommen und kein Schuß ängstete und keine Klapper störte sie bei ihrer ebenso emsigen, als gründlichen Arbeit. Das sonst so belebte und dicht bevölkerte Rheinthale war durch den jetzt schon Jahrzehnte dauernden, verheerenden Religionskrieg öde und fast menschenleer geworden. Wer nicht dem Hunger und der Pest erlegen war, hatte sich mit seiner Habe vor den nicht endenden Truppenzügen in einsame Gegenden oder feste Örter geflüchtet.

Darum stand auch der junge Philipp Naurath von Diez so lange fluchend am Rheinufer und mußte warten, bis es so hell wurde, daß er drüben in St. Goar oder auf der Festung Rheinfels für seinen Wunsch, hinüber geholt zu werden, die nötige Aufmerksamkeit fand. Denn das kleine Städtchen St. Goarshausen, wo er sicherlich geglaubt hatte, einen Fährnachen zu finden, stand gänzlich verlassen da.

Der junge Mensch war der Sohn des trefflichen Oberamtmanns Dr. Naurath, welcher in jenen gefährlichen Zeitläufen die einzige Stütze und rechte Hand der verwittweten Gräfin Sophie Hedwig von Nassau-Diez, einer gebornen Herzogin von Braunschweig, bei der Regierung ihres Ländchens ausmachte. Diesen verdienstvollen, schon bejahrten Mann hatten die Dragoner des Generalmajor von

Bönninghausen nebst dem Hofmeister der Gräfin, Baron von Hohenfeld und drei Diezer Bürgern nach der Plünderung dieses reichen Lahnstädtchens mit sich fortgeschleppt, indem sie denselben Verrat an die Schweden Schuld gaben und sie unter steter Lebensgefahr bis nach Hanau und Büdingen führten. Die Gräfin Sophie Hedwig hatte sogleich um ihrer lieben Untertanen und treuen und unentbehrlichen Beamten willen sich in dringenden Briefen an den kommandierenden Kaiserlichen General Grafen von Mansfeld gewandt, es waren aber jetzt schon Monate vergangen und noch keine günstige Antwort eingelaufen. Da hatte sich denn der rüstige Sohn des Amtmanns mit einem schweren Sack voll Geld und guten Empfehlungsschreiben aufgemacht, um auf weiten Umwegen, da der direkte Weg durch Militär verlegt war, sich nach Hanau zu begeben und von dort aus Unterhandlungen mit dem Grafen von Mansfeld einzuleiten.

Es mochte nicht leicht eine ansprechendere Erscheinung geben, als den jungen Amtmannssohn, wie er da erwartungsvoll am Rheinufer stand, die überaus kräftige, aber schlanke Gestalt auf seinen gewaltigen Stoßdegen gelehnt, das gebräunte, entschlossene Gesicht voll Unmut, das - schwarze Auge hinüber blitzend über den rauschenden Strom nach den nebelhaften Umrissen der Stadt und der Burg. Er hatte einen bäuerlichen Anzug gewählt, um leichter durchzukommen, aber seine dunklen, wohl gepflegten Locken und seine stolze, edle Haltung verrieten nur zu sehr seinen wahren Stand.

Zu seinen Füßen kauerten zwei mächtige Bulldoggen, als nicht zu verachtende Begleiter auf seiner gefährlichen Reise.

Er hatte eben wieder einen kräftigen Fluch auf den Lippen, als ein scharfer Luftzug den Rhein heraufkam und rasch jenen grauen, unleidlichen Nebel-Vorhang aus dem schönen Tal hinwegfegte. — Jetzt, wo die Aussicht frei war, ließ der Jüngling sein helles, freudiges „Holüber“ hinüber tönen und zugleich schlugen die Doggen mit ihren gewaltigen Stimmen an. Er horchte und spähte, ob man drüben sein Rufen vernommen habe. Da war es plötzlich, als höre er Pferdegetrab. Er wandte sich leise bebend nach der Seite, wo der Ton herkam. Auch die Hunde wurden unruhig. Jetzt war das Traben der Pferde und das Rasseln der Reiter nicht mehr zu verkennen. Er schaute sich rings um nach einem Versteck. Jedoch da kamen sie schon, ein ganzer Haufen Soldaten voran ein Offizier. Es war zu spät zum Fliehen, wenn er nicht erst recht die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte.

Der junge Philipp Naurath musste ein mutiges, starkes Herz haben, denn er hatte sich fast augenblicklich soweit von dieser höchst unangenehmen Überraschung erholt, dass er handeln konnte und kaltblütig handelte. Indem er sein Gesicht wieder St. Goar zukehrte, grub er, ohne fast sein Bein zu bewegen, mit seinem Stiefel ein Loch in den Sand, ließ dann seinen Beutel mit Gold und sein Paquet Briefe leise an sich heruntergleiten und deckte die-

selben ebenso unmerklich mit Sand wieder zu. Denn er wusste, mochten die Reiter nun Schweden oder Kaiserliche sein, sie würden ihn ausplündern. Solche umherstreifende Heerhaufen schonten weder Freund noch Feind. Das Falkenauge des Offiziers hatte jedoch seine Bewegungen gemerkt, so vorsichtig sie auch bewerkstelligt worden waren. Indem er im Galopp herbei sprengte, schrie er: „Was hast du da zu vergraben, du schuftiger Bauernschlingel?"

Der junge Naurath bebte wieder bei dem Klang dieser Stimme und bei dem vollen Anblick des Reiterhaufens. Er kannte ihre Feldzeichen. Es waren Dragoner von demselben Regiment, das seine Vaterstadt ausgeplündert und seinen Vater fortgeschleppt hatte. Er kannte auch den Offizier. Es war der Schlimmste von der ganzen schlimmen Rotte. So leichten Kaufes durfte er nicht hoffen, davonzukommen. Aber sein Herz schlug wieder ruhig. Auch, als nun der Offizier seinen Leuten zurief: „Herbei Ihr faulen Lümmel! Ihr durchsucht mir genau den Sand und haltet mir den Burschen fest. Er ist sicherlich ein Spion, der wichtige Nachrichten nach Rheinfels bringen soll. Wir werden sein Urtheil alsbald sprechen und vollziehen lassen" — stand er da, hoch aufgerichtet, seine Augen leuchtend vor Kampfeslust, seinen rechten Fuß fest auf seine vergrabenen Schätze gestemmt und in der Faust seinen blanken Degen bereit, Jeden niederzustoßen, der ihm zu nahe trat.

„Herr Rittmeister Karpe" rief er, „lasset Eure Leute zurücktreten und mich ungefährdet ziehen. Ich bin kein Spion und ich schwöre Euch heilig und teuer, dass ich nichts Feindliches weder gegen die Liga, noch gegen den Kaiser im Sinne habe." Durch die Sprache und das Auftreten des Jünglings halb in Verwunderung gesetzt, halb geärgert rief der Rittmeister mit höhnischer Stimme, indem ein hässliches Lachen sein unschönes Gesicht noch mehr verzerrte: „Seht einmal, wie sich der Bauernlümmel so wundersam entpuppt. Da steht wahrhaftig der Ritter ohne Furcht und Tadel. Saht Ihr je einen Kuhstallprinzen so schulgerechte Fechterstellung einnehmen? Hörtet Ihr je einen Mistjunker so schöne Redensarten drehen? Er hätte nur noch „auf Ehre" schwören sollen und der Kavalier war fix und fertig."

Ein rohes Gelächter seiner Untergebenen begleitete seinen gnädigen Scherz.

Der junge Naurath sandte dem Rittmeister einen verächtlichen Blick zu und sagte: „Ich meine, wenn Jemand sich um diese Titel verdient gemacht hätte, Herr Rittmeister, so wäret Ihr es. Ihr erinnert Euch wohl nicht mehr, oder denkt nicht, dass ich es wüsste, wie Ihr jüngst in Diez aus Furcht vor den Schweden in einen Kuhstall krocht und nicht eher wieder herauskam, bis sie abgezogen waren, wie Ihr aber so nach Mist und Jauche duftet, dass kein Mensch in Eurer Nähe aushalten konnte."

Ein unterdrücktes Kichern der Reiter begrüßte diese Niederlage ihres gefürchteten, aber nicht sehr geliebten Führers.

Aber der Rittmeister schäumte vor Wut. Er war tödlich beleidigt. Schon die ganze Zeit her hatten seine Kameraden ihn mit dieser Probe seiner Tapferkeit gehänselt, die er geliefert hatte bei einem plötzlichen Überfall der Schweden, welche damals der alte Naurath sollte herbeigerufen haben.

„Das sollst du büßen, du Hund“, knirschte er, als ihn seine unmäßige Leidenschaft wieder zu Wort kommen ließ. Er richtete seine Pistole auf das Haupt des Jünglings. Aber er war noch zu erregt, um kaltblütig zu schießen. Er traf nur das Ohrläppchen desselben, das auch sofort zu bluten anfang.

Als er seinen Fehlschuss merkte, kam er noch mehr in Zorn. „Wollt Ihr wohl angreifen, Ihr nichtswürdigen Tölpel,“ schrie er seinen Soldaten zu, „oder ich schicke Euch, weiß Gott, heute noch Alle zur Hölle.“ Es waren schon etliche Reiter abgestiegen, um den Befehlen ihres Offiziers nachzukommen, aber die furchtbar entschlossene Haltung des jungen Mannes und die fletschenden Zähne der beiden Bestien hatten sie in gebührender Entfernung gehalten. Jetzt gelang es Einem der Reiter, mit seiner Muskete den einen Bullenbeißer tot zu schießen, worauf der Andere heulend davonlief. So seines Schutzes beraubt, wurde der junge Naurath von allen Seiten angegriffen.

Es war ein gewaltiges Kämpfen und Ringen, wobei der Jüngling eine ungewöhnliche Gewandtheit und Körperkraft kund gab. Mehrere schickte er mit blutigen Köpfen heim. Aber zuletzt musste er doch der Übermacht erliegen. Er wurde gefesselt und seine verborgenen Schätze wurden hervorgeholt.

Der Rittmeister kam, nun sein stolzer Gegner entwaffnet und gebunden war, auch näher heran, indem ein triumphierendes Lächeln über sein boshafte Gesicht hinflog. Aber seine kleinen schwarzen Augen funkelten noch lebhafter, als ihm der bis oben an mit Gold gefüllte Ledergurt überreicht wurde. Nachdem er ihn wohlgefällig, prüfend in der Hand gewogen hatte, verwahrte er ihn sorgsam in seinem Pistolenhalfter. Dann erst blickte er forschend in das Paquet, das die Empfehlungsbriefe enthielt.

In der Kunst des Lesens schien der Rittmeister nicht sehr bewandert zu sein, denn erst nach langem Buchstabieren brachte er die ungefähren Adressen der Briefe heraus: „An Herrn Oberstwachmeister und Kommandant auf Rheinfels, Junker Georg Philipp von Buseck" — „An Herrn Generalmajor und Kommandanten in Hanau, Freiherr Jacob von Ramsay" — „An Kaiserlich Königlichen General, Herrn Grafen von Mansfeld."

Kaum hatte der Rittmeister so viel entziffert, als er im höchsten Eifer schrie: „Was brauchen wir weiter Zeugniß. Es ist ein Spion. Er reist, um sich unkenntlich zu machen, in Bauernkleidung und sucht

bedeutende Gelder und wichtige Depeschen an unsere ärgsten Feinde, den Buseck und den Ramsay hinüber zu schmuggeln. Marsch fort mit ihm, hängt ihn an den nächsten Nussbaum."

Schon wollten Etliche den grausamen Befehl ihres Führers vollziehen, als sich der Jüngling in der Kraft der Verzweiflung losriss: „Halt!" rief er: „Vergreift Euch nicht an einem Gesandten der Gräfin Sophie Hedwig von Diez an Euren eignen Generalissimus, den Grafen von Mansfeld. Das Ding möchte Euch übel bekommen. Ihr möchtet am Ende selber baumeln. Vielmehr nehme ich Euch Alle zu Zeugen, wie Euer Rittmeister die fünftausend Reichsgulden, welche zur Auswechslung der gefangen abgeführten Diezer für Euren General, den Grafen bestimmt waren, sich widerrechtlich angeeignet hat. In dem Brief an den Mansfeld ist Alles ausführlich beschrieben, da könnt Ihr es nachlesen." Der ebenso kluge, als tapfere Philipp hatte, als er sah, wie es ihm an den Kragen ging, eine feine Kriegslist ersonnen. Er konnte weder als wirklicher Gesandter der Gräfin an den General gelten, noch war die Abfindungssumme für die Gefangenen bestimmt, da ja noch gar keine Unterhandlungen angeknüpft waren, aber er baute auf die schlechte Lesekunst des Rittmeisters und dachte, dass es wohl sonst Keiner der Reiter besser verstehen würde. Hatte er sich aber aus dieser augenblicklichen Klemme heraus geholfen, so konnte er schon wieder Hoffnung haben. Damals galt es, wie sonst fast nie,

Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Der Rittmeister, welcher schon die schönen blanken Goldfuchse als sein gewisses Eigentum betrachtet hatte, und nun die Möglichkeit aufdämmern sah, dass er sie wieder hergeben müsste, knirschte mit den Zähnen: „Er lügt, er lügt der Schurke. Die Gräfin schickt keinen Bauernbuben als Gesandten, und was will er hier? Hier führt kein Weg nach Hanau. Hängt ihn.“ — Aber der junge Naurath ließ ihn seine verhängnisvolle Rede nicht vollenden. Er sagte rasch: „Ich bin kein Bauernbube, ich bin der Sohn des Oberamtmanns Naurath von Diez. Vielleicht kennt mich Einer oder der Andere. Vielleicht kennt Ihr mich selbst, wenn Ihr mich näher betrachten wollt. Denn ich bin Euch an jenem denkwürdigen Morgen, Ihr wisst ja, begegnet.“ Einige Soldaten kicherten wieder, aber der Rittmeister wurde blauroth im Gesicht vor unterdrücktem Ingrimm. Doch der junge Naurath fuhr in gleichmütigem Tone fort, als wenn ihn das gar Nichts angehe: „Meine gnädigste Herrin, die Gräfin Sophie Hedwig selber, hat mir aufgetragen, mich in Bauernkleider zu hüllen und mir diese Wegrichtung vorgezeichnet, weil es in der Wetterau, bei Frankfurt und Mainz so von allerhand Militär wimmele, dass ich leicht meines Lebens und Goldes ledig werden könne. Nun ich aber hier auf Mansfeldische Truppen gestoßen bin, hoffe ich leichteren Kaufes davonzukommen.“

„In meinen Briefen steht Alles Wort für Wort, was ich gesagt habe, da könnt Ihr es selber nachlesen. Es ist Alles mit Urkund und Siegel beglaubigt. Und wehe Einem von Euch, der mir nur ein Haar krümmt oder einen Pfennig aus dem Sacke nimmt. Ich mache Euch Alle verantwortlich. Doch ich glaube, Ihr führt mich am Besten zu Eurem Obersten, dem Johann von Werth, der mag meine Sache genau untersuchen.“

Die ungemeine Ruhe und Kaltblütigkeit des Jünglings imponierte den Soldaten ungeheuer. Sie hätten kaum noch gewagt, die Hand an ihn zu legen. Aber der Rittmeister, der nur an Gold und Rache dachte, ward immer rasender, je mehr er sah, wie der reiche Fang ihm entgehen sollte. Er schrie: „Er lügt, er lügt, der Schwätzer. Er ist ein Verräter, ein Spion so gut, wie sein Vater und die ganze Diezer Sippschaft, die Gräfin mit eingerechnet. Haut ihn nur zusammen und werft ihn in den Rhein. Ich nehme Alles auf meine Verantwortung. Die Briefe will ich ihm auch noch begeben, dann hat er gleich Urkund und Siegel, wenn er zum Teufel und seiner Großmutter einfährt.“

Es war ein entscheidender Augenblick, wo das Leben des jungen Naurath nur noch an einem Faden hing. Und hätte der Rittmeister Karpe nur eine Silbe davon fallen lassen, dass er die gemachte Beute teilen wolle, so hätte sich Keiner ein Gewissen daraus gemacht, seinen Befehlen nachzukommen. Aber man kannte seine filzige Art, wonach er Alles gern für sich

behielt und Andern das Nachsehen ließ und missgönnte ihm darum jenen fetten Bissen.

Kein Soldat hatte sich auf seine Worte hin geregt. Vielmehr hatten zwei Wachtmeister in allem Respekt gemeint, ob es nicht geratener wäre, die Briefe erst zu lesen, ehe man sie wegwerfe und ob nicht die Berufung des jungen Mannes auf den Obersten angenommen werden müsse.

Da war der Rittmeister leichenblass geworden vor Zorn und hatte sich in die Lippen gebissen, dass das Blut herunter träufelte, aber keine Silbe hatte er erwidert. Dann hatte er seinem Rosse in die Weichen gestoßen, dass es hell auf wieherte und in wildem Galopp dahin sprengte. Nach einer Weile kam er zurück. Er musste einen neuen Plan zum Untergang des jungen Helden und zur Erwerbung des Goldes geschmiedet haben. Denn sein Auge leuchtete von tückischer Schadenfreude.

„Vorwärts jetzt!“ rief er: „Wir haben mit dieser elenden Geschichte Zeit genug versäumt. Es wird schon Abend und wir haben noch kein Quartier. Den Spion fesselt gehörig und packt ihn in die Mitte. Seine Sache soll genau untersucht werden, aber er wird deswegen doch nicht dem Galgen entfliehen.“ —

Der Reiterhaufen, welcher jetzt mit unserem tapferen Philipp, den sie auf ein lediges Handpferd festgeschnürt hatten, dahin sprengte, bot einen ebenso bunten, als wild kriegerischen Anblick dar. An eine

bestimmte Uniform dachte man damals noch nicht. Jeder kleidete sich nach Geschmack und Vermögen roth, blau, grün, in weitere oder engere Wämser und Pluderhosen und Stulpenstiefel. Nur an der Farbe der Feldbinden waren Freund und Feind von einander zu unterscheiden. Sie sahen darum aber auch viel malerischer aus, diese kräftigen, sehnigen Gestalten auf ihren munteren Pferden, wie sie mit ihren trotzigem, wettergebräunten Gesichtern, keck und vermögen aus ihren weiten Schlapphüten hervorguckten. Als Waffen führten sie eine lange Muskete und ein tüchtiges Schwert an der Seite. Die schweren Reiter oder Kyrisser (Kürassiere) hatten zwei zwei Fuß lange Pistolen mit Radschlössern in ihren Halftern. Aber die Dragoner mussten bald zu Fuß, bald zu Pferde kämpfen, weshalb eine lange Flinte für sie als tauglicher erachtet wurde. Doch war ihre Flinte kürzer und leichter, als die der Musketiere, damit sie von der Schulter aus losgeschossen werden konnte. Die Musketiere mussten der Schwere wegen ihre Muskete oder Arkebuse beim Abfeuern auf einen Gabelstock legen. Auch diese leichteren Handgewehre wurden übrigens mit brennenden Luntten abgeschossen.

Unsere Reiter ritten ohne Aufenthalt durch das Städtchen St. Goarshausen. Es hatte noch nicht lange dort die Pest gehaust. Und vor diesem unheimlichen Gast hatten selbst diese sonst furchtlosen Banden einen gründlichen Respekt. Statt aber längs des Rheines weiter zu reiten, wandten sie sich plötzlich

seitwärts einem engen, wilden Bachtale zu, das dort mündet.

Heutzutage hat ein Verschönerungsverein durch dieses Tal schattige Spaziergänge angelegt nach der sogenannten „Katz“, der hoch über St. Goarshausen aus dem Wald hervorragenden Ruine der alten Felsenburg „Neukatzenellenbogen.“ Ebenso führt ein Pfad hindurch nach dem von der jenseitigen Höhe des Tales freundlich herunterblickenden Dörfchen Patersberg. Auch ist mit vieler Mühe ein nicht sehr breiter Fahrweg nach den benachbarten wohlstehenden Bauerndörfern gebaut worden.

Damals aber war das jetzt so oft besuchte romantische Forstbachtal nichts, als eine fast undurchdringliche Waldwildnis und unzugängliche, unheimliche Felsenschlucht, durch die der rasche Bach in wildem Lauf sich herunterstürzte. Nur ein sogenannter „Eselspfad“ verband die einzelnen einsam gelegenen Mühlen miteinander.

Warum die Reiter dort einbogen und nicht der breiten Heerstraße folgten? das ist bald gesagt. An den Straßen waren die Häuser und Dörfer längst schon ausgefegt und ausgeplündert. Man musste suchen gehen, um Beute und Lebensmittel zu entdecken.

Der junge Philipp Naurath betrachtete sich das Tal mit ungemeinem Interesse. Als er den schlechten Weg gewahrte, wo nur ein Reiter hinter dem Andern reiten konnte und die glatten jähren Bergwände mit gewaltigen Felsvorsprüngen, den dichten Wald, wo kaum an ein Verfolgen zu denken war und die

wachsende Dämmerung, da keimten Fluchtgedanken in seiner Seele.

Von dem Schrecken über die Lebensgefahr, in der er noch eben geschwebt, hatte er sich vollständig wieder erholt. Und der Gedanke, daß das Unternehmen zur Befreiung seines geliebten Vaters schon im Beginne mißglückt sei, und an seine eigene misliche Lage hatte ihn eher zornig und ingrimmig gemacht, als niedergedrückt.

Er war das Kind einer eisernen Zeit, die mehr wilden Trotz und kühne Verachtung der Gefahr und des Todes erzeugte, als ängstlichen Sinn und zartbeseitete, gefühlvolle Herzen, die, wenn sie stürmisch berührt werden, noch lange nachzittern und klingen.

Sobald er darum nur ungesehen konnte, lockerte er an seinen Banden und sprach mit seinem übrig gebliebenen Hunde, der ihm auf dem Fuße folgte, um denselben aufmerksam zu erhalten.

Die Reiter hatten jetzt die erste Mühle erreicht. Der Schornstein rauchte und das Mühlrad brauste. Sie hatte also noch Bewohner. Mit einem lauten Hurrah sprengten die Soldaten auf das Wohnhaus zu. Allein sie fanden sich sehr enttäuscht. Das Nest war zwar noch warm, aber die Vögel waren ausgeflogen. Noch brannte das Feuer auf dem Herd und sprudelte das Wasser im Kessel, jedoch die Müllersleute, die wohl schon zeitig den bösen Feind gemerkt, hatten sich mit sämtlichen wertvollen Gegenständen, Vieh und Lebensmitteln aus dem Staube gemacht. Aus

Rache zerschlug und verstümmelte die wilde Rotte Alles, was ihnen in die Hände kam. Die Betten wurden zum Teil auf dem Hofe ausgeleert und Mistjauche in die Federkissen gegossen. Zuletzt warf noch Einer einen Feuerbrand in einen Strohsack, der in der Stube lag. Sie waren noch nicht hundert Schritte weiter geritten, da drang schon Rauch und Flamme zum Fenster heraus. Und als sie nach einer kleinen Krümmung des Weges wieder dorthin zurückschauen konnten, stand schon die ganze Mühle in lichten Flammen und man hörte den Jammerschrei der armen Leute, die jetzt bei herannahendem Winter ihrer Wohnung und ihres letzten Besitztums beraubt wurden.

Die Soldaten jubelten, aber Philipp Naurath knirschte mit den Zähnen und riss an seinen Banden. Als man der zweiten Mühle nahte, wollte man vorsichtiger zu Werke gehen, um die Bewohner nicht zu verscheuchen. Allein diesmal nutzte alle Vorsicht Nichts. Man fand Nichts, als ein Paar magere Hunde und einige halb aufgefressene menschliche Leichname. Schauernd und fluchend flohen die Plünderer aus diesem Pesthaus hinaus.

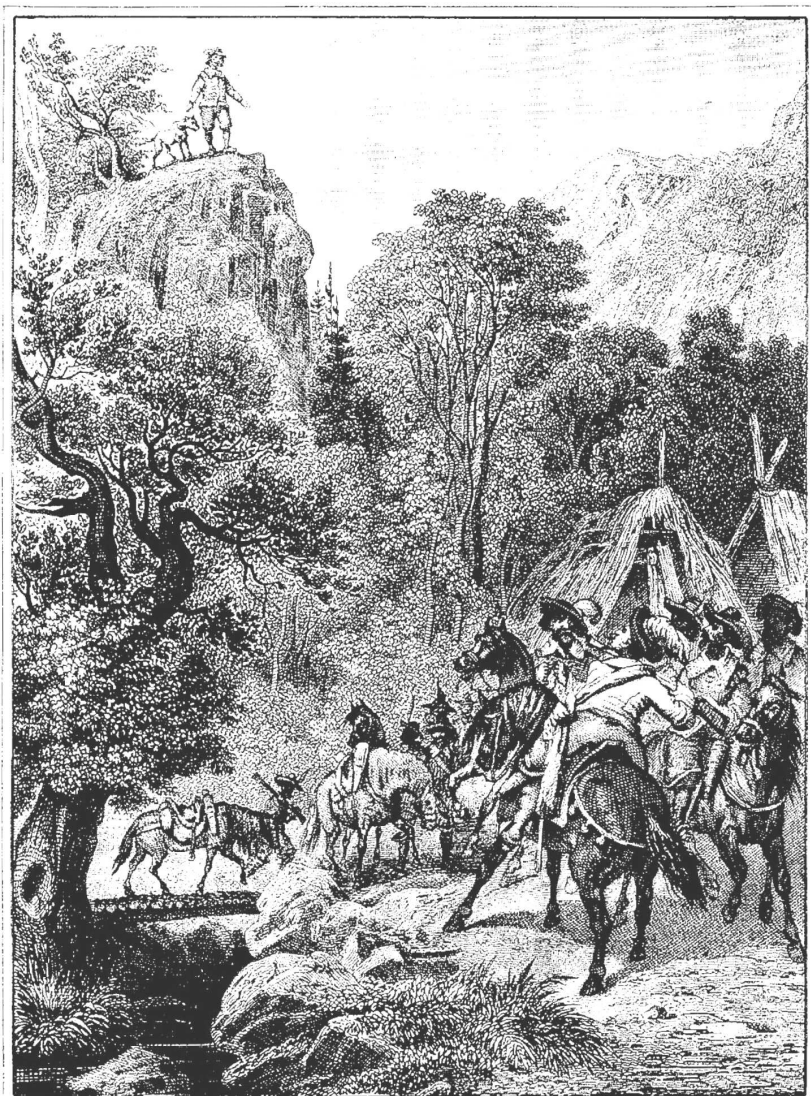
Bald hinter dieser Mühle kam man an den wildesten Punkt des ganzen Tales. Die Felsen traten so nahe zusammen, dass sich kaum noch der Bach schäumend und brausend hindurchdrängen konnte. Zugleich hörte der Weg an der einen Seite des Wassers plötzlich auf. Ein schwindelnder, schmaler Steg dagegen führte über eine Tiefe, wo der Bach

stockwerkhoch hinunterstürzte, auf die andere Seite. Auch die Nacht kam jetzt entschieden heran. Nur die Verwegensten der Reiter sprengten über die schwindelnde Brücke. Die Meisten saßen ab und führten ihre Pferde am Zaum.

Als man sich drüben sammelte, war ein Pferd ohne Reiter. Man glaubte, es sei Einer verunglückt. Indem man aber näher nachsah, merkte man, was es war. Philipp Naurath war sammt seinem Hunde verschwunden. Der Rittmeister tobte und wütete. „Hundert Gulden“ Tief er „dem, der ihn wieder einfängt.“

Aber während noch Die, die den Preis verdienen wollten, das nächste Gebüsch durchstöberten, erschien er schon oben auf dem Felsen, wo noch einiger Tagesschein war. „Herr Rittmeister, noch ein Wort, ehe wir scheiden. Ich gebe Euch ernstlich auf, dass Ihr das Geld, das Ihr mir heute abgenommen habt, bei Heller und Pfennig an meine Herrin, die Gräfin, oder an Euren General abliefert und dass Ihr Euch bedenket, wie Ihr Euch verantworten wollt wegen der Behandlungsweise, die Ihr mir habt angedeihen lassen, sonst möchtet Ihr am Ende selbst an dem Galgen hängen, den Ihr mir zgedacht habt.“

In wilder Wut hatte der Rittmeister seinem Nachbar die Muskete aus der Hand gerissen und nach dem Jüngling gefeuert. Aber ein höhnisches Gelächter antwortete seinem Schuss, das rings die Felsen drei bis viermal wiederholten. Kurz darauf



war der Felsen leer. Des Waldes Dickicht hatte den Philipp Naurath wieder in sich aufgenommen. —

II.

Das Wetter war bisher hell und noch ziemlich warm gewesen. Aber in dieser Nacht änderte es sich plötzlich. Ein kalter Nordwest begann zu wehen und führte einen feinen, öfters mit Hagel untermischten Regen mit sich. Und so stürmte und regnete es den ganzen folgenden Tag. Man fing schon an, selbst in den Häusern, obwohl man noch Anfangs Oktober war, der Kälte halber sich ungemütlich zu fühlen.

Die Pfarrfrau von Miehlen hatte deshalb für gut gefunden, das Wohnzimmer ein wenig anzuwärmen. Ihr Gemahl hatte sie schon mehrmals wegen dieses guten Gedankens gelobt. Man konnte es brauchen den Abend.

Allerdings war auch im Pfarrhaus ein warmer Ofen notwendiger als sonst wo im ganzen Flecken. Dasselbe lag einmal höher als die andern Häuser und darum luftiger, dann aber bot es auch im Übrigen Wind und Wetter mehr Spielraum dar. Wegen der Kriegsläufen war schon in zwanzig Jahren keine Reparatur vorgenommen worden und doch war vor zwanzig Jahren dieselbe schon dringend geboten

gewesen. Freilich im Wohnzimmer hatte die entschlossene Hausfrau selbst Maurer und Weißbinder gespielt. Sie hatte die schadhaften Stellen mit Lehm zugeschmiert und den schwarz gewordenen Wänden einen neuen Anstrich gegeben. Auch die zerbrochenen Fensterscheiben hatte sie mit Papier und Lappen ersetzt. Aber sie konnte doch nicht überall dem Zerstörungswerk der Witterung gebieten. Der Sturm fand mehr als einen losen Ziegel, den er in den Hof werfen konnte, und mehr als einen Laden, den er völlig ausheben durfte. Und der Regen gewann überall Eingang im Haus und nicht bloß durch Fenster und Dachlücken, sondern durch völlig ausgebrochene Gefache der Hauswände. Je stärker das Unwetter aber draußen tobte oder auf den Gängen und Speichern rumorte, desto heimlicher und behaglicher war es in der warmen Stube. Und mochte auch manchmal so eine Windsbraut wider die Stubentüre stoßen oder den Rauchfang herunter donnern oder sich wider die Fenster werfen, als sollten die kleinen, runden Scheibchen nebst Bleieinfassung in das Zimmer fliegen, bis jetzt hatten sie die Widerstandskraft erprobt. —

In dem Zimmer, dessen ärmliche Einrichtung auch an den langen Krieg erinnerte, befanden sich an diesem Abend für den Augenblick nur zwei Personen.

Der Eine war der Pfarrer Völker, oder wie er nach damaliger Sitte seinen Namen ins Lateinische übersetzt hatte, der Pfarrer „Plebanus“ von Miehlen, und der Andere war ein später Gast, der eben sich

eifrig damit beschäftigte, einen Teller warmer Suppe zu leeren.

Der Pfarrer Plebanus trug sein Amtskleid, obgleich er weder eben eine Amtshandlung verrichtete, noch eine zu verrichten beabsichtigte. Aber diese Kleidung stand seiner ehrwürdigen Gestalt so natürlich, dass man ihn kaum in anderer Tracht zu sehen wünschte.

Es war das übrigens nicht sein gewöhnlicher Anzug im Hause. Allein der Gast am Tische, der vor etlichen Stunden triefend von Regen, blass vor Hunger und Frost um Schutz und Obdach flehend, an seine Türe geklopft hatte, trug seinen Hausrock und seine Hausschuhe.

Sonstige Kleider außer Hausrock und Amtskleid besaß jedoch der damalige Pfarrer von Miehlen nicht.

Es hatte Niemand den Fremdling bei seiner Aufnahme nach Namen und Herkunft gefragt. Jetzt, wo er mit dem Pfarrer allein war, hielt er selbst es für geboten, Mitteilungen darüber zu machen.

Uns ist der Gast kein Fremder mehr. Wir kennen dieses kühn blitzende Auge, dieses schwarze Lockenhaupt, das sich nun statt aus dem Bauernkittel, aus dem etwas unförmlichen, pfarrherrlichen Rockkragen frei und stolz erhebt. Und, wenn wir wissen, dass Miehlen etwa vier Stunden von St. Goarshausen entfernt ist, können wir es uns einigermaßen erklären, dass wir dem Philipp Naurath diesen Abend hier im Pfarrhaus begegnen. Der

alte Herr wusste sich, schien es, nicht so leicht in die Lage der Dinge zu finden. Denn er schritt auf den Bericht des jungen Naurath hin in tiefen Gedanken und mit weiten Schritten in dem Gemache auf und nieder.

Es war in demselben ein Name genannt worden, der das sonst von edler Menschenliebe brennende Herz des Pfarrherrn erzittern machte.

Er wusste auch von dem Rittmeister Karpe. Derselbe hauste eben nicht allzu weit von Miehlen, da ihm die Belagerung von Burg Nassau und Stein übertragen war und hatte sich bereits derselbe durch Eintreibung von kaum zu erschwingenden Kontributionen oder Kriegssteuern, durch Plünderungen, Erpressungen, Mord, Brand und die schauerlichsten Grausamkeiten bekannt genug gemacht.

Das Volk nannte ihn nur den „Hast den Teufel.“ Eigentlich sollte es heißen „Hass dem Teufel.“ Karpe hatte sich dieses Wort zum Wahlspruch genommen. Aber die bösen Bauern machten aus „Hass dem Teufel“ „Hast den Teufel.“ Sie mögen wohl ihren Grund dazu gehabt haben.

Es gehörte nun allerdings der Gedanke, mit diesem Wüterich durch den Flüchtling in Berührung zu kommen oder gar durch Aufnahme und Schutz desselben seine Rache herauszufordern, nicht zu den angenehmsten. Und bei Manchem wäre das Betragen gegen den Gast merklich kühler geworden. Ja es wäre wohl hin und wieder der Wink gefallen, er möchte

seinen Fuß ein Haus weiter setzen. Aber bei dem alten Pfarrer Plebanus erlosch nicht so leicht die Liebesflamme. Schon nach wenigen Schritten war der Schrecken überwunden und beschlossen, was geschehen sollte. Menschliche Angst und Besorgnis konnte ihn nie veranlassen, abzuweichen von Gottes Gebot. Hier war ein Mensch, der seiner Hilfe bedurfte, dringend bedurfte, und da musste er helfen. Mochte nun in Folge dessen Gefahr oder gar Todesnot über ihn oder seine Familie kommen, das war nicht mehr seine, das war Gottes Sache.

Wenn er aber trotzdem noch immer im Zimmer auf und abschritt, so betrafen seine Gedanken nicht mehr die Frage, ob der Fremdling Sturm und Wetter preisgegeben werden solle, sondern, wie er denselben verbergen könne zu dessen eigener Sicherstellung und vielleicht auch zur Sicherstellung seiner Familie.

Es war im Haus nämlich ein Versteck, wo sich ein Mensch zur Not aufhalten konnte. Aber dasselbe war kalt, eng und feucht und dem jungen, völlig durchnässten und durchfroren Menschen tat vor allen Dingen ein Bett not, ein gutes warmes Bett. — Was nun hier tun? darüber konnte der Pfarrherr nicht einig werden. Aber allmählig wurden die Schritte kleiner und zuletzt blieb er ganz an dem Ofen stehen und schaute mit wohlwollend freundlichem Gesicht hinüber, wie es dem Jüngling so gut schmeckte. Das Erbarmen hatte über die Bedenklichkeit gesiegt. Der

Gast, nachdem er sich wohl gesättigt, sollte auch ein Bett haben. Gott konnte ihn auch dort schützen und behüten. — Als noch der Pfarrer diesem vertrauensvollen Gedanken nachhing, ging die Türe auf und sein zwölfjähriges Töchterlein, das rotbackige Katharinen trat herein mit einem Kübel voll Fressen für den Hund und einer Tasse Kamillentee für den jungen Herrn. „Die solle er recht heiß trinken!“ befahl es im Auftrag seiner Mutter. „Kamillentee sei absonderlich gut und heilsam für jeden Rotlauf und Erkältung.“

Der junge Naurath, der sich viel mehr freute über das Futter für den Hund, als über seinen Kamillentee, wollte dem Katharinen dankbar die Hand drücken, aber dasselbe war schon zu ihrem Väterchen gehüpft und, indem es dessen Haupt herunterzog, fragte es flüsternd, ob der Gast ein Bett haben solle oder ob es nicht besser sei, wenn er sich im warmen Viehstall zu dem Knechte lege. Die gute Pfarrfrau konnte natürlich nur nach der Kleidung den Stand des Fremden beurtheilen- Aber der Pfarrer wehrte bei der Zumutung des Stalles mit der Hand heftig ab und sagte halblaut: „das Bett in der Gaststube“ und rief dem forteilenden Katharinen noch nach: „Sie soll es mit heißen Backsteinen wärmen.“

„Ein Bett“ sagte der junge Naurath, dessen Gesicht durch die warme Speise jetzt wieder in alter Gesundheit glänzte, „ein Bett, so sehr ich es bedürfte, kann ich nicht annehmen. Ich muss noch im Schutze der Nacht aus dem Bereich meiner Verfolger und muss sehen in

Diez, wie wir diesem Halunken wieder die bedeutenden Gelder abjagen, welche er mir abgenommen hat. Und wenn Ew: Hochwürden Eurer Menschenfreundlichkeit die Krone aufsetzen wollt, so verschafft mir statt des Bettes einen Führer."

In diesem Augenblick schlugen Sturm und Regen mit erneuerter Heftigkeit wider das Fenster, dass die kleinen Scheibchen bedenklicher rasselten, als je. „Gott selbst gibt Antwort auf Euer Vornehmen junger Herr" sagte der Pfarrherr. „Bleibt in der Herberge, wohin Euch des Herrn Hand geführt hat. Ihr seid willkommen hier. — Einen Führer bekommt Ihr schwerlich. Die Leute scheuen sich in diesen gefahrvollen Zeiten, weit von daheim wegzugehen. Und wenn Einer sich dazu versteht, will er voraus bezahlt sein. Das Vertrauen zu einander ist heutzutage gänzlich aus der Welt verschwunden. Auf Versprechungen wird sich Keiner einlassen. Doch Ihr möget es selbst probieren, wenn Ihr wollt. Allein aber lasse ich Euch nicht fort. Das könnte in diesem Unwetter, da Ihr die Wege nicht kennt, und bei Eurer Ermüdung Euer sicherer Tod sein.“ —

Über das schöne Antlitz des Jünglings ging eine Wolke finsternen Unmuts. Er sprang auf, um sich selbst zu überzeugen. Das Gesicht fest wider die Fensterscheiben gedrückt, blickte er lange hinaus. Er sah aber Nichts, als eine stockfinstere, wüste Nacht und die Unmöglichkeit, sich durch unbekannte Wälder, Thäler und Schluchten einen Weg zu suchen.

Ein wilder Fluch entfloß unwillkürlich seinen Lippen. Der Pfarrer drehte sich herum, als wenn ein Schuss hinter ihm gefallen wäre. Eine tiefe Entrüstung malte sich auf einmal in seinem bisher so wohlwollenden Gesicht.

„Pfui der Schande für einen solchen vornehmen, jungen Herrn!“ rief er: „Was sind das gotteslästrige Worte! — Ich dachte, weil Ihr Eurer Kindespflicht sowohl eingedenk wäret, man müste auch in anderen Stücken eine gute Meinung von Euch haben. Aber, wenn man Euch hört, sollte man eher glauben, Ihr wäret in einem Kriegslager groß geworden, als an dem Hofe der frommen Sophie Hedwig. Wenn das aber am grünen Holze geschieht, was soll aus dem dürrn werden? Was soll man zu dem Fluchen und Schwören der wilden Soldateska und des rohen Bauernvolkes sagen, wenn selbst solche feine Lippen daran gewöhnt sind?“

Dem jungen Naurath fuhr eine jähe Hitze ins Gesicht. Er musste sich bei seiner leidenschaftlichen Natur ungeheuer zusammennehmen, um nicht aufzubrausen. Am liebsten hätte er augenblicklich das Haus verlassen. Aber der heilige Ernst und die ehrwürdige Gestalt des Geistlichen und seine eigentümliche Lage ihm gegenüber flößten ihm Scham und Scheu ein.

„Ihr habt ein Recht, mich zu schelten und zu tadeln, als geistlicher Herr und mein Wohltäter," sagte er, sich selbst bezwingend. „Ich hätte bedenken sollen, wo ich war. Aber Ihr müsst meine Selbstvergessenheit heute entschuldigen. Es geht mir wirklich Alles konträr bei dem Befreiungswerk meines Vaters. Man sollte fast meinen, es säße kein gerechter Gott mehr im Regiment, der die Welt wie sonst mit weiser Fürsorge lenkte. Die Gottlosen singen und triumphieren, und die Guten und Gottesfürchtigen müssen dulden, leiden, unterliegen. Als ich abreiste, sagte die Gräfin: Gottes Segen wird dich begleiten, denn du tust ein ihm wohlgefälliges Werk.“

„Wo ist denn nun der Segen? Das mit Mühe zusammengebrachte Geld hat bereits der „Hast den Teufel“ in den Klauen und mich wird er, wenn es so fortgeht, wohl auch noch bekommen und dann muss ich am Galgen baumeln für erfüllte Kindespflicht.“

„Ihr seid, merke ich, Einer jener trotzigsten Feuerköpfe," erwiderte der Pfarrherr, „die Fleisch halten für ihren Arm, die nie begreifen können, dass Gottes Gedanken höher sind, als ihre menschlichen Wünsche und Pläne, die nie lernen mögen, dass es nicht an Jemandes Willen oder Laufen liege, sondern an Gottes Erbarmen. Hättet Ihr vielleicht mehr gebetet als geflucht, wäre vielleicht mehr Segen auf Eurem Wege gewesen.“

So ernst auch die Worte des Pfarrers lauteten, so war sein Zorn doch schon wieder verflogen. In seinem milden Sinne suchte er sofort

Entschuldigungsgründe. Er wusste aber, dass damals das Fluchen selbst in den höchsten Kreisen üblich war und dass seine Vorwürfe, wenn sie ganz gerecht sein sollten, mehr die Zeit, in der sie lebten, treffen mussten, als den Einzelnen.

Er wollte vielmehr mit seinen Worten auf den Jüngling einwirken, ihm wo möglich bessere Lebensansichten beibringen: denn das offene Wesen desselben und sein gefälliges Äußere hatten bereits sein Herz gewonnen. Er folgte deßhalb den Reden desselben mit ganzer Aufmerksamkeit.

„Ja ich bin ein Trotzkopf“ sagte derselbe. „Ich bin es immer gewesen. Wenn meine Mutter nicht so früh gestorben wäre, wäre ich es vielleicht nicht geworden. Sie wusste mich zu lenken und zu leiten. Aber jetzt bin ich froh, dass ich es bin. Wer will bestehen in unsrer Zeit, der nicht einen festen und starren Sinn hat?

Wenn ich ihn heute nicht gehabt hätte, säße ich vielleicht jetzt noch verzweifelnd und heulend, wie ein altes Weib unter einem Baum in jenem wilden Walde, wo ich den ganzen Tag wie toll umher gelaufen bin. Ich habe eine Zeit lang mich sogar für verzaubert gehalten, weil ich an gar kein Ziel kam. Hernach war mir es jedoch gar zu dumm. Wenn die Bauersfrau hätte hexen können, dann hätte sie sich zuerst Geld und Kleider gehext. Ich hatte mich einfach verirrt. —

Doch das habe ich ja Alles Euch noch nicht erzählt.

Ich war erst bis dahin gekommen, wie ich in dem Forstbachtal dem schlimmen Karpe entwischt bin. Anfangs lief ich aufs Geratewohl durch Feld und Wald, um nur so weiten Raum als möglich zwischen mich und meine Verfolger zu schaffen. Dann, als ich mich sicherer fühlte, suchte ich die Richtung nach Diez einzuschlagen. Aber all zu weit trugen mich meine Beine nicht mehr, merkte ich. Ich war aufs Höchste erschöpft, müde und hungrig. Da sah ich, als ich eben wieder aus einem Waldesdickicht heraustrat, zwischen Obstbäumen und Hecken ein Paar dunkle Gebäude hervorschauen. Als ich näher hin ging, fand ich, dass es ein Dörfchen war. Die Häuser aber standen entweder leer oder man sparte das Licht. Sie waren sämtlich dunkel, bis auf Eines am Ende der Straße. Um mich nicht in neue Gefahren zu stürzen — denn ich besaß nicht einmal Waffen. Der Karpe hatte sie mir abnehmen lassen — stieg ich auf einen Obstbaum, der dicht vor dem erleuchteten Hause stand und suchte durch das Fenster hineinzublicken. Was ich sah, beruhigte und reizte mich zugleich.

Ein Bauer, sein Weib, ein größerer und kleinerer Junge waren beschäftigt, einen Hasenbraten, wie es mir schien, auf zu speisen.

Schnell machte ich mich von dem Baum herunter, um meinen Teil auch zu bekommen. Ich klopfte heftig an der Haustüre, aber erst nach langen Verhandlungen wurde mir geöffnet.

Als ich in die Stube trat, ward mein Gruß mürrisch erwiedert. Der Braten war verschwunden. Ich bat um ein wenig Essen. Man beteuerte, es wäre nichts da. Ich fragte, ob ich da schlafen könne. Man wies mich auf eine Pritsche neben dem Ofen. Ich ließ mich dort niedersinken und muss auch alsbald eingeschlafen sein.

Auf einmal wurde ich durch das Knurren meines Hundes geweckt.

Als ich die Augen aufschlug, sah ich den Bauer mit geschwungener Axt über mir stehen, eben ausholend, um mir den Kopf einzuschlagen, während sein jüngster Bube ihn am Kittel wegzuzerren suchte. Als er mich wach werden sah, schlug er zu. Aber er hatte nicht berechnet, dass er es mit einem gewandten Fechter zu tun hatte. Der Stiel seiner Axt fiel in meine geöffnete Hand. Und ehe es sich mein Mörder versah, stand ich selbst, seine eigne Axt geschwungen vor ihm.

Jetzt fiel der Jammertropf vor mir auf die Knie und bat um sein Leben. Das elende Weib, die ruhig zugehört hätte, wenn ihr Mann mich erschlug, fing ein schreckliches Lamento an.

Ich fragte nach dem Grund, der sie zu dieser Schandtat getrieben habe und erfuhr, dass meine dürftige Kleidung und vielleicht die paar Batzen, die sie bei mir vermuteten, ihnen Veranlassung genug war zum Morde eines Gastes im Schlaf.

In meiner ersten Wut hätte ich mich vielleicht ver-

leiten lassen, Etwas zu tun, was mich hernach gereut hätte, das bitterliche Weinen des kleinen Jungen aber bewog mich zum Mitleid. Ich warf Ihnen noch mein letztes Geld auf den Tisch und ließ mir ein Stück von dem bei Seite geschafften Hasenbraten geben. Nachdem ich dieses eingesteckt hatte, verließ ich das ungastliche Haus.

Der Tag fing bereits an zu grauen. Zwar hatte sich der Himmel mit Regenwolken überzogen, aber, da ich auf einem ziemlichen Höhenpunkt stand, konnte ich deutlich die Richtung mir bezeichnen, die ich nehmen musste um nach Diez zu gelangen. Und so bin ich immer schnurstracks gegangen. Bald kam ich in einen dicken Wald. In diesem aber nun bin ich den ganzen Tag marschiert. Ich hätte schon um die Mittagszeit daheim sein können, allein ich kam erst den späten Abend aus dem Wald heraus in dieses Tal!

Was ich aber während dieses Tages durchgekämpft habe, das kann ich keinem Menschen wieder erzählen. Manchmal ward mir es bange bis zum Sterben. Die Angst und die Erschöpfung machte mich schwindlig. Es war mir, als wenn ich es gar nicht mehr wäre, der da ging, sondern mein Geist. Ich musste laut mit mir reden oder mir in die Finger beißen, um mich wieder zu mir selbst zu bringen. Aber ich habe gesiegt. Ich habe Wind, Wetter, Ermüdung, Hunger und die dummen Gedanken überwunden, Alles mit meinem Troitzkopf und bin jetzt hier.

„Ihr habt recht viel Tapferkeit gezeigt für Eure Jugend,“ antwortete Plebanus, „sowohl in der Lebensgefahr, die Euch jenes entmenschte Ehepaar bereitete, als auch in der misslichen Lage, in die Ihr durch Unkenntnis der Waldwege geraten seid, und Ihr könnt Gott nicht genug danken für Euren gesunden Leib und Eure starken Nerven.“

Aber vergesst nicht, dass auch Andere, selbst sonst ganz schwachherzige Leute, Ähnliches durchführen, wenn sie nur die rechte Quelle wissen, woraus der Schwache Kraft zieht, wie der Prophet Jesaja spricht: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln, und nicht müde werden.“

Und dieselben werden in anderen, schwierigeren Lebenslagen siegend dastehen, während Ihr jämmerlich am Boden liegt. Eure Kraft versiegt schnell, denn sie hat einen schwachen Quell: das arme, trotzig, verzagte Menschenherz. Aber deren Quell ist unerschöpflich. Denn sie ziehen ihre Kraft aus Gott. Sie sind erst klein, demütig und schwach geworden, um stark zu werden in Gott. Denn Gott ist in den Schwachen mächtig. Erst klein, ganz klein muss man werden, lieber Jüngling.

Als Dir das Herz so bange schlug auf den einsamen, ziellosen Waldpfaden, als so Gefahr auf Gefahr über Dich kam, da hat Dich Gott locken und rufen wollen, dass Du klein vor ihm würdest, dass Du demütig und ergebungsvoll zu ihm aufschauest,

allein Du hast seine Stimme nicht verstanden.

Wenn ich Dich aber jetzt sehe, wie Du Dich prahlend dahinstellst mit Deiner winzigen Kraft, so kannst Du mich recht von Herzen dauern, Du unerfahrenes Menschenkind. Wie wenig kennst Du das Leben, wie wenig kennst Du die Drangsale und Schrecken unserer Zeit, wie wenig die Versuchungen und Anfechtungen, wenn Du meinst, mit ein paar tapferen Taten Dich durchfechten zu können. Du darfst mir glauben: Langes Dulden und Tragen ist viel schwerer, als eine mutige Tat. Kummer, Not, Hunger, Gewissensdruck sind böse Gewichtsteine, die uns niederziehen, die uns alt und krumm machen vor der Zeit. Wer da keinen bessern Halt hat, als sich selbst, der ist verloren."

„Ich verstehe Euch nicht recht," sagte der junge Naurath ein wenig verdrießlich. „Es muss wohl zweierlei Naturen geben. Meine Natur geht nicht aufs Dulden und Tragen. Ich hätte auch nie zum Geistlichen gepasst. Mein Lebensplan ist schon gefasst. Bisher war immer mein Vater dagegen, aber ich setze es jetzt durch. Wenn ich heimkomme, werde ich Soldat. Ich bin des untätigen, unrühmlichen Lebens müde. Als Reiter allein ist noch Freiheit, Lust, Ehre, Ruhm und vor allen Dingen Rache. So allein kann ich dem elenden Karpe alle seine Schlechtigkeiten und Bosheiten heimzahlen."

„Ja Ihr habt mich nicht verstanden" sagte der Pfarrer Mit einer so traurigen Stimme, dass sie selbst

dem jungen Naurath zu Herzen ging. „Aber Ihr werdet mich vielleicht später einmal verstehen.

Doch das tut mir und Eurem Vater nicht zu Leid, dass Ihr Soldat werdet. Gott im Himmel, was ist das für ein schrecklicher Entschluss! Soll denn so viel Jugend und Kraft im schnöden Kriegshandwerk zu Grunde gehen? Wollt Ihr wirklich ein solcher schwadronierender, fluchender, raufender, spielender, trinkender Mord- und Raubgeselle werden, wie heutigen Tages die Soldaten sind? Wollt Ihr mit Leib und Seele verderben in die Hölle?

Ja wenn es ein rechtlicher, heiliger Krieg wäre, da möchtet Ihr als ein frommer, tapferer Held kämpfen und fallen. Aber dieser Krieg ist von Anfang Sünde gewesen und hat nur Fluch auf Fluch gehäuft. Ihr dürft Euch nicht an diesem Schandwerk der Menschheit, an dieser allgemeinen Verschuldung beteiligen.

Benützt doch Eure von Gott geschenkten Gaben zu Höherem, Edlerem!

Doch Ihr habt ja nie den Frieden gesehen und wisst nichts von Friedenswerken. Ihr seid in der That nur ein Kind des Krieges und inmitten seines Zerstörungswerkes aufgewachsen.

Ihr hättet vor zwanzig, dreißig Jahren hier durch die Gegend reisen müssen. Ihr hättet sehen müssen das damalige Leben, die Fröhlichkeit und Lust, das Glück und den Wohlstand der Leute und jetzt das Gegenbild der Verwüstung, des Elendes und

den Tod und wenn Ihr dann noch ein Herz in der Brust trüget, würdet Ihr Euch gewiss nicht den Krieg und das Kriegswesen wählen, das alle diese Schrecken zu Stande gebracht hat. Damals hättet Ihr in diesen Nachtstunden noch dort unten am Mühlbach, wo jetzt Alles so dunkel und öde ist, an vierzig Webstühle können klappern hören, wo das feinste Wollengetüche fabriziert wurde. Damals zählte der Flecken Miehlen 130 Hausgesäße. Und was waren darunter wackere Männer, tüchtige, fromme Hausmütter, kräftige, wohl gezogene Jünglinge, sinnige, liebeiche Jungfrauen, lachende, fröhliche Kinder. Wo sind sie hin? Jetzt sind nur noch zwanzig, aber lange nicht mehr vollzählige Familien da: durch Hunger und Pest abgezehrte, verkümmerte Gestalten, die in Mangel und Elend ihr Leben fristen.

In der Umgegend sieht es fast noch schlimmer aus. Und waren das wohlstehende Ortschaften. Wie wogten die Saatzfelder zur Zeit der Ernte.

Singend zog man hinaus, singend fuhr man heim mit schwerbeladenem, schwankendem Wagen. Die Vögel sangen damals fröhlicher, die Blumen blühten damals lustiger. Jetzt stehen alle Dörfer leer.

In Ruppertshofen und Castorf sind alle Männer gestorben. Vorgestern erzählte mir Meister Femetz, der Scharfrichter von Nastätten, Nastätten wäre völlig menschenleer. Er habe einen Hasen von dem Steg bei dem Rathaus geschossen, der dann in den Bach herunter gepurzelt sei. Es sei ihm aber hierüber so

große Furcht angekommen, dass er sich nicht gesäumt, sondern sich von dannen gemacht habe.

Es ist mit denen, welche in solche öde, wüste und leere Dörfer, ja auch in ihre eigenen Wohnhäuser gekommen sind, also beschaffen, dass ihnen dort viel ängster und bänger ist, als wenn sie allein in einem wilden Walde sind. Wegen allzu großen Grauens säumet sich darum Niemand gerne allda.

Ich habe gestern selbst Ähnliches erfahren, da ich nach Endlichhofen ging, meinem Kirchspielsort. Ich traf darinnen nicht einen lebendigen Menschen. Nur zwei starke Hunde standen vor Kirchenvorsteher Michelgens Haus, welche mich grässlich ansahen, worüber ich mir die Gedanken gemacht, es würden tode Menschen in diesem Hause liegen. Ich bin schon mit Furcht hineingegangen, da ich gleich vorne einen Menschen sah, dem der Hals, Achseln und Arme abgefressen waren. Auch der Kopf ist nicht zu finden gewesen. In der Stube haben etliche Bücher auf der Erde, alte Kleider, Lumpen, desgleichen auch etliche Beine und Knochen von Kindern gelegen. Als ich das so sah, hat mich auch Entsetzen gepackt und ich bin davongegangen.

Doch wozu erzähle ich, wozu gebe ich Euch einzelne schwache Abbilder des grenzenlosen Jammers, der uns Überall umgibt? Ihr braucht ja nur die Augen und die Ohren aufzutun, dann könnet Ihr es sehen und hören wo Ihr wollt. Und wenn man's sieht und wenn man's hört, dann weiß ich nicht, wie

man Lust bekommen kann, Anteil daran zu haben, wie man Lust haben kann, das Alles mit verantworten zu helfen vor Gottes Richterstuhl."

Der ehrwürdige Pfarrer hatte sich warm gesprochen und nun schwieg er einen Augenblick, da er Antwort erwartete. Als er aber keine erhielt, fuhr er fort: „Ich will Euch einmal eine Geschichte erzählen. Sie klingt freilich mehr wie ein Märchen aus schönerer, besserer Zeit. Und doch soll es die lautere Wahrheit sein, was von den Liebestaten des frommen Jesuitenpaters Rutgerus Hesselmann berichtet wird. Auf dem Westerwald soll er ja sein Wesen haben, dem Ihr noch näher liegt als ich und so werdet Ihr es auch noch besser wissen.

In die entlegensten Dörfer, die verrufensten Gegenden soll er dringen, die steilsten Höhen ersteigen, um nur überallhin Hilfe und Trost zu bringen. Man soll ihn im kältesten Winter, in Sturm und Schneegestöber dahin- wandeln sehen, mit nackten Füßen den fußhohen Schnee durchwatend, oder im Frühjahr und Herbst durch wildreißende Gießbäche schreitend, in den Händen die heiligen Gefäße haltend. Und wo er hinkommt, da soll er die Hungrigen speisen, die Kranken pflegen. Tage und Nächte lang an ihren Betten sitzen und ihnen von seinen Medikamenten reichen, die Sterbenden und Verzweifelnden trösten mit dem unerschöpflichen Trost des Evangeliums und die Todten beerdigen. Ja, wo keine andere Hilfe wäre, soll er selbst das Grab

graben, dann den Leichnam auf den Rücken nehmen und ihn bestatten, um ihn nicht eine Beute wilder Tiere werden zu lassen.

Dieser Mensch mit seiner nie ruhenden, aufopferungsvollen, sich selbst vergessenden Liebestätigkeit ist in unserer grausamen, mitleidslosen Zeit wie ein heller Stern in dunkler Nacht aufgegangen. Die Leute sollen ihn aber auch lieben und verehren, ja fast anbeten, als einen Engel des Himmels. Nun er verdient es. Er ist ein Held, ein wirklicher Held und man muß ihm seinen Heldenruhm gönnen. —

Aber Ihr, junger Herr, sucht ja auch nach Heldentaten und Heldenruhm. — Sehet ein solches Liebesleben, der leidenden, verzweifelnden Menschheit geweiht, ist das Höchste, wonach in unserer Zeit ein strebendes Menschenherz ringen soll, wofür sich jede edle Jünglingsseele begeistern muß. Das sind Taten, herrlicher und größer, als die kühnsten Waffentaten, die ja nur immer wieder neues Weh und Leid hervorbringen. Das sind Taten, deren Ruhm schnurstracks zum Himmel aufsteigt, wie Abels Opferrauch. Allerdings ist nicht jeder zu solch außerordentlichen Taten geschickt und angetan.

Aber wenn nur Alle, die edler fühlen und denken,, insgesamt täten, was sie nach ihren von Gott geschenkten Gaben und Anlagen, nach Stellung und Beruf für ihre Mitbrüder tun könnten, wenn sie nur Alle von jener Liebe getrieben würden, die der

Apostel Paulus preist, die Alles verträgt, Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet und nimmer aufhört, es würden manche Wunden selbst in unserer entsetzlich trostlosen Zeit geheilt und manche vermieden werden können.

So lange freilich die Stürme des Krieges rasen, so lange gottlose, freche Hände unsere Bauwerke niederreißen und unser Gepflanztes zerstören, bleibt alle Liebestätigkeit in engen Schranken und ist höchstens einem warmen Sommerblick in kalter Winterszeit zu vergleichen, aber der Allerbarmer im Himmel wird es ja doch endlich geschehen lassen, dass sich der Weihnachtsgesang wörtlich erfüllt: „Frieden auf Erden," dass es auch einmal bei uns heißt, wie in Hiob: „Die dicken Wolken scheiden sich, dass helle werde und durch den Nebel bricht sein Licht.“

Ach, dass es doch bald so würde. Herr, komme bald! Ja komme Herr Jesu!“ —

Die Wangen des alten Herrn hatten sich vor Erregung gerötet und in seinen freundlichen Augen glänzte eine köstliche Träne.

Aber auch der junge Naurath blickte nicht ohne innere Bewegung zu dem wahrhaft ehrwürdigen Greise hinüber.

Sie wurden in ihrer Unterredung gestört durch das Hereintreten der Pfarrfrau und Katharinens.

Die Frau Pfarrer verkündete, dass das Bett bereit wäre und, wenn es dem Gast beliebe, so möge

er das Licht nehmen, das Katharinen würde ihm den Weg nach seinem Zimmer zeigen. Darauf hatte sich Philipp Naurath kurz verabschiedet und war schlafen gegangen. Der Pfarrer meinte einen sanfteren Zug in seinem Gesichte und eine größere Herzlichkeit in seinem Händedruck bemerkt zu haben. Er konnte sich indessen auch getäuscht haben.

Kaum hatte der junge Mensch die Stube verlassen, als die Pfarrfrau das Wort ergriff. Ihre Mienen und ihre Stellung, welche sie dabei anzunehmen für gut fand, drückten große Wichtigkeit aus und ihre Stimme klang feierlich.

„Du wirst uns eine tüchtige Suppe eingebrockt haben, Jacob," begann sie, „indem du diesen Fremden, von dem man nicht weiß, wer er ist, in unser Haus aufgenommen hast.

Als unser David gegen Abend Dung hinausfuhr auf das Brachfeld, begegnete ihm der Schneider Martin Wölfert aus der Hintergasse, der den Weg von Ruppertshofen herkam und sagte: Wenn unser Herr Pfarrer seine Pferde behalten soll, dann laß sie daheim im Stall. Die ganze Gegend hinter Bogel sei voll Kaiserlicher Dragoner und von dem Kaspar Lanz in Bogel, den sie auch dazwischen gehabt hätten, habe er gehört, sie suchten nach einem Sohn des Oberamtmanns Naurath von Diez und der „Hast den Teufel", der auch dabei wäre, schwöre und fluche, Allen die Häse umzudrehen, wenn sie ihn

nicht griffen, und Gott solle denen gnädig sein, die ihn vielleicht aufgenommen hätten oder sonst bei seiner Flucht ihm behilflich gewesen wären."

Der gute Pfarrer war doch ein wenig blass geworden über diesen Bericht und er musste unwillkürlich horchen, ob er nicht schon durch den Sturm die Dragoner heransprengen höre. Allein ein betender Blick zum Himmel, genügte, um ihm wieder so viel Ruhe zu geben, dass er überlegen konnte, was er seiner Frau, die augenscheinlich noch über die Person des jungen Naurath im Unklaren war, antworten solle. Er hätte übrigens diese Überlegung sparen können, denn seine Frau ließ ihn gar nicht zur Antwort kommen. Sie war einmal im Fluss und er hatte noch ein langes Sündenregister, zu dessen Aufzählung sie sich die Gelegenheit nicht wollte entschlüpfen lassen.

„Ich denke nun gerade nicht, dass er es ist" fuhr sie in ihrer Rede fort, „denn so lumpig gekleidet geht eines Oberamtmanns Sohn nicht. Aber es ist Deine Schuld nicht, wenn vielleicht das Wetter, ohne einzuschlagen vorüberzieht. Ganz ohne Überfall wird es schon so wie so nicht abgehen. Und was denn da nebenbei abfällt, kannst du auf Rechnung deines voreiligen und unzeitigen Mitleids schreiben. Aber so machst du es immer. Immer musst du einen in Angst und Verlegenheit setzen.

Weißt du noch, wie du die pestkranken Kinder in das Haus brachtest? Gott, was war das ein Jammer! Wir wurden Alle von der Pest ergriffen und

unsere zwei liebsten Kinder, die schönsten und blühendsten Mädchen weit und breit starben dahin. Ach, wenn ich nur daran denke, muss ich weinen."

„Anna Maria" erwiderte Plebanus, „du entsinnst dich auch wohl, dass damals bereits die Pest im ganzen Flecken und auch in unserem Hause war. Wir wären auch sonst nicht verschont geblieben. Diese Kinder, deren Eltern weggestorben waren, und deren sich niemand annahm, konnte, durfte ich nicht so ohne alle Hilfe und Pflege verkommen lassen.

Gott war uns übrigens doch noch gnädig. Er hat uns unseren einzigen Sohn, den Landgräflichen Amtskeller in Butzbach und unser Herzblättchen, das Katharinen, gelassen, während sonst ganze Familien und Dörfer ausgestorben sind."

„Damals hast du aber ganz anders gesprochen," meinte seine mundselige Ekehälfte. „Wenn man dich damals hörte, so durfte die Pest gar nicht ins Haus kommen, durfte niemand sterben.

Wie groß machtest du dich mit dem 91. Psalm und riefest auf alle meine Einwendungen: „Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen." Nein, lieber Freund, so weit wie du darf es niemand treiben. Man hat auch Pflichten gegen sich selbst. Man muss auch seine Klugheit ein wenig gebrauchen. „Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben" sagt unser Herr Jesus selber.

Jetzt hast du wieder von unserer diesjährigen Ernte so viel Korn und Weizen weg geschenkt, dass der David kaum die Saatfrucht hatte. Ich möchte wissen, von was du und deine Familie den langen Winter leben soll. Weil du dich immer auf die Bibel berufst, will ich mich auch einmal darauf berufen. Dort steht dein Urteil gesprochen: „Wer die Seinen und sonderlich seine Hausgenossen nicht ordentlich versorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger, als ein Heide.“ —

„Teures Weib, geliebte Anna Maria!“ hatte da der Pfarrer Plebanus gerufen. „Soll ich in deinen alten Tagen noch irre an dir werden? Hat der Satan Macht über dich bekommen und dich seine List gelehrt, daß du die heiligen Worte der Schrift missbrauchst, um deine eigene Selbstsucht und Lieblosigkeit damit zu verdecken. Sage selbst, dürfen wir Korn aufspeichern, während neben uns im Orte Leute Hungers sterben, während kaum eine Stunde von hier die Kuhhirtin von Ruppertshofen aus Hunger Stücke von ihrem toten Manne gerissen und geschnitten, solches gekocht und mit ihren Kindern gegessen hat, auch ihrem Vater die Schenkel abgehauen, gewaschen, gekocht, dergleichen den Kopf gesotten, um es gleichfalls Zu verzehren. Müsste uns nicht jeder Bissen im Munde zu Gift und Galle werden, wenn wir ihn nicht teilen würden mit unsern hungernden Brüdern und Schwestern?

Es ist uns ja doch Alles nur von Gott geliehen und geborgt. Wer weiß, wie lange du das, was du heute noch besitzt, dein eigen nennen kannst. Morgen können schon die Kriegsvölker kommen und dir deine Speicher ausleeren. Und das ist vielleicht näher, als du glaubst. Denn ich muss dir sagen, damit es dich nicht allenfalls unvorbereitet trifft, den wir beherbergen, ist wirklich des Oberamtmann Naurath Sohn."

„Ei du grundgütiger Himmel, auch das noch!" schrie die Pfarrfrau und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Nein das leide ich nicht. Der muss mir augenblicklich aus dem Haus."

Sie war schon zur Türe hinaus, aber der Pfarrer erwischte sie an ihrem Kleide und zog sie wieder zurück.

„Liebe Anna Maria, so nimm doch Vernunft an!"

Aber sie saß da wie gebrochen und schluchzte: „o Gott, o Gott!"

Der Pfarrer ging wieder mit großen Schritten durch die Stube. Dann blieb er vor dem Ofen stehen. Das Katharinenchen war zurückgekommen und hatte sich, als es seine Mutter weinen sah, neben sie gesetzt und streichelte ihre Wangen, während ihr selbst die Tränen in den Augen standen.

Da brach der Pfarrer das Stillschweigen und hub zu erzählen an: „Als Josua Jericho erobern wollte, verbarg Rahab die drei jüdischen Kundschafter mit Gefahr ihres Lebens in ihrer Wohnung. Als man ihr Haus deshalb durchsuchte,

verbarg sie dieselben unter Flachsstengeln auf dem Dach. Dann ließ sie dieselben aus ihrem Fenster an einem Seil die Stadtmauer hinunter. Sie tat dieses, da sie doch eine Heidin war, um des Glaubens willen an den Gott Israels. Gott hat sie darum gesegnet und sie zur Stammutter des Königs David und seines eigenen Sohnes gemacht. Kann uns Gott nicht auch segnen, da wir im Glauben auf sein heiliges Wort diesen unsern müden, verfolgten Mitbruder aufnehmen? Heißt es nicht: „Herberget gerne? Nehmt Euch der Heiligen Notdurft an? Was Ihr diesen meiner geringsten Brüder Einem getan, das habt Ihr mir getan?" Dürfen wir darnach denselben hinaus stoßen in Nacht, Sturm und Regen? Wollen wir sein wie die Priester und Leviten, die an dem unter die Mörder Gefallenen kalt und stolz vorübergingen?

Wollen wir sein, wie der reiche Mann, der es den Hunden überließ, dem armen Lazarus die Schwären zu lecken.

Es droht uns Gefahr. Ich will es nicht leugnen. Aber liegt es nicht in der Hand Gottes, uns zu schützen? Kann er nicht den Feind mit Blindheit schlagen, wie er schon einmal uns zu Liebe getan hat?

Du Erinnerst dich, liebe Anna Maria? wir wollten damals einmal sehen, wie es dem lieben Amtsbruder Adam Ebelius und seiner Familie in Ruppertshofen ginge. Er ist seitdem auch zu Gott gegangen und sein geliebtes Söhnlein haben die

Hunde aufgefressen, weil es niemand beerdigen konnte. Wir waren kaum noch einen Büchschuß von dem Dorfe entfernt, da wurden wir von einer Partei Krabatten (Kroaten) entdeckt, die auf dem Ruppertshofer Kirchhof gelegen, Wacht gehalten und auf die Straßen spekuliert hatten, um die Leute zu erhaschen. Kaum waren sie unsrer ansichtig geworden, als sie auch herzuritten. Aber Gott hat uns aus ihrem Auge gerissen, dass wir durch einen Graben von ihnen verloren wurden, worauf sie wieder zurückritten. Es haben sich hernachmals Alle die, die damals in ihren Händen waren und Zusahen, zum Höchsten über unser Entrinnen verwundert. Du aber, da du in der Herzensangst laut um Gottes Schutz flehetest, wärest von dieser sichtbaren Hilfe des Herrn so ergriffen, daß du mir gelobtest, nie mehr zu zweifeln, nie mehr zu zagen. Wie hast du heute dein Gelöbniß gehalten, Anna Maria?"

Schon während der Erzählung hatte sich die Pfarrerin allmählig aufgerichtet. Jetzt stand sie ganz auf und sagte: „Ach, dass ich so stark wäre in meinem Glauben, wie du Jacob! Du hast freilich Recht, mich zu schelten, aber wenn du wüßtest, wie schwer es mir im Gemüte liegt. Ich meine, es könnte diesmal nicht gut gehen."

Der Pfarrer hatte ihre Hand ergriffen. „Jetzt bist du doch wieder vernünftig, Anna Maria. Siehe, ich habe auch Sorgen und Angst. Aber du weißt den, auf den wir alle Sorgen werfen müssen, wenn wir in

dieser schrecklichen Zeit nicht verzweifeln wollen. Kommt lasst uns beten!"

Und so betete der greise Pfarrherr lange und inbrünstig für den Fremden in der Kammer, für die Gemeinde, für alle Notleidende und Sterbende; auch rief er für sich und die Seinen den allmächtigen Schutz Gottes herab. Nach dem Gebet folgte Gesang. Die tieferen Stimmen der Alten und die helle Stimme des Kindes klangen in schöner Harmonie durch die von Krieg verheerte und eben vom nächtlichen Sturm durchfegte Landschaft, da sie den uralten Choral anhuben:

„Wenn wir in höchsten Nöten sein
Und wissen nicht wo aus noch ein,
Und finden weder Hilf noch Rat,
Ob wir gleich sorgen früh und spat:
So ist dies unser Trost allein,
Dass wir zusammen insgemein
Dich anrufen, o treuer Gott!
Um Rettung aus der Angst und Not."

III.

Miehlen liegt an dem wasserreichen Mühlbach, der zwei Stunden weiter, nachdem er sich noch durch eine enge, felsige Schlucht gedrängt, bei Nassau in die Lahn mündet. Oben ist das Tal breit und

ungemein fruchtbar, wie sich denn die ganze Gegend durch große Ergiebigkeit und Lieblichkeit auszeichnet. Anmutig wechseln Feld und Wald, Berg und Tal. Zahlreiche Dörfer blicken mit grünen Strohdächern und spitzen Kirchtürmen aus dichten Hecken und Obstbäumen hervor. Im feuchten, bewaldeten Wiesengrunde klappert manch' Mühlchen. Und als uralte Nachbarn und Freunde schauen die blauen Höhen des Hunsrücks und des Westerwaldes über das nahe Rhein- und Lahntal freundlich grüßend herüber.

Wie die Gegend aber schön und lieblich ist, so sind die Bewohner brav und tüchtig. Man trifft selten so einfache, fleißige, genügsame und dabei fromme Leute, als in dem sogenannten „blauen Ländchen.“

Es wird noch etwas gehalten auf die Sitte der Väter, auf alte Treu und Glauben. Und wenn anderwärts die Kirchen immer leerer werden, dort ist's noch jeden Sonntag „schwarz“ voll im Gotteshaus, Morgens und Mittags.

Man kann sich denken, dass es in dieser Art noch besser stand zu Zeiten des Pfarrer Plebanus. Jetzt fehlt schon so Mancher und Manche, die auch besser in die Kirche gegangen wären. Damals aber fehlte niemand, wenn er nicht etwa durch Hunger und Elend ganz darniederlag. Schon die furchtbare Not der Zeit ließ die Leute nach dem einzigen Trost und der einzigen Hoffnung suchen, die ihnen geblieben war.

Allein es schien auch oft, als wenn der alte Pfarrer Plebanus jeden Sonntag besser predige, dass er immer kräftigere Stärkungsmittel und reichere Trostquellen in dem unerschöpflichen Schatz der Bibel entdecke und immer verständlicher und eindringlicher werde. „Die Anfechtung lehret aufs Wort merken“, das bewiesen hier Pfarrer und Gemeinde.

So schien es auch oft dem greisen Plebanus, als ob er in früheren Jahren sich gar nicht hätte denken können, dass ihm die Gottesdienste des Herrn je einmal so teuer würden, als sie es jetzt waren. Sie waren seine schönsten Erquickungsstunden Leibes und der Seele. Er hätte lieber sein Leben gelassen, als nur eine einzige ausgesetzt.

Nur etwas machte ihn dabei traurig und zog manchmal wie eine bange Ahnung durch sein Gemüth. Das war, wenn wieder eines der lieben Gesichter fehlte an seinem gewohnten Platze. Er wusste sie ja noch Alle, die einst dagesessen hatten auf den Bänken der Jugend und auf den Bühnen der Alten. Ach wie hatten sich ihre Reihen gelichtet! Und wenn er so die hohläugigen, elenden Gestalten der noch lebenden dasitzen sah — denn nur wenige, wie vielleicht der reiche Peter Beilstein, der dermalen das Schultheisenamt zu Miehlen verwaltete und der Roderich Schmitt, Nassau-Saarbrückischer Oberschultheis im Vierherrischen, sahen etwas behäbiger aus -- dann musste er mit Grausen an die Zeit denken, wenn vielleicht alle Plätze leer wären, wenn umsonst die Glocken zum Gottesdienst riefen. Ach der arme Mann

konnte nicht wissen, wie nahe die Erfüllung dieser geheimen Angst war; er konnte nicht ahnen, dass er heute für lange, lange Zeit den letzten Gottesdienst in Miehlen abhielt.

Es war gerade Samstag Abend gewesen, da der junge Naurath im Pfarrhaus einkehrte.

Als nun des Sonntagmorgens früh der Pfarrer erwachte und ihm auch gleich sein Gast einfiel, dachte er, wie schön es sei, wenn dieser den Gottesdienst besuche. Eine Predigt konnte ihm auf keinen Fall etwas schaden. Allein bei näherer Überlegung musste er sich doch sagen, dass es besser und klüger sei, wenn derselbe sich nicht mehr so lange säume, sondern sich auf den Heimweg begeben, sobald er aufgewacht war.

Allein gerade das Aufwachen schien derselbe noch eine Zeitlang hinausschieben zu wollen. Er schlief trotz allem absichtlichen Rumoren, trotz aller Ungeduld der Hausfrau.

Kurz vor dem Kirchenläuten war der Pfarrer selbst in sein Zimmer gegangen, aber er hatte ihn noch so fest im Schlafe liegend gefunden, dass er sich scheute, ihn zu wecken. Nach kurzem Bedenken ließ er ihn liegen, damit er seine Ermüdung ausschlafe, schloss aber, ehe er ging, vorsichtigerweise die Türe ab, dass kein Unberufener mit demselben zusammenträfe und dadurch ein unnötiges Geschwätz entstände.

Die übrigen Bewohner des Pfarrhauses waren in die Kirche gegangen mit alleiniger Ausnahme von

David, dem Knechte, der heute nach der pfarrhäuslichen Ordnung an der Reihe war Haus, und Hof zu beaufsichtigen.

Dem David war es immer ein besonderes Vergnügen, wenn ihn das Loos des Daheimbleibens traf. Er war ein pockennarbiger, kurzer, stämmiger Bursche, fast eben so breit wie lang und mit einem ewigen, unersättlichen Hunger geplagt. So unleidlich und quälend dieses immerwährende Gefühl der Esslust und der Nichtbefriedigung überhaupt ist, für den armen David war es doppelt unleidlich und quälend in jener hungrigen Zeit. Er schnallte jeden Tag an seinem Hungerriemen und zählte oft mit Wehmut die Löcher, die derselbe schon zurück gerückt war. Aber er stibitzte auch, wo er nur konnte, und was er in Küche, Speicher oder Keller irgendwie Genießbares fand. Doch hatte er einen bösen Feind an der scharf blickenden, lebhaften Pfarrfrau. Ihre Allgegenwart ließ ihn nie zu der süßen Behaglichkeit eines langsamen, beschaulichen Genießens kommen.

Er hatte sich deshalb „eine Mauk“, wie er es nannte, angelegt. Dahinein kam alles, was er fand, Süßes und Saures, Rohes und Gekochtes, Flüssiges und Steifes, Altes und Frisches.

Und wenn er nun an jenen Sonntagen zu Haus bleiben durfte, dann war der heißersehnte Augenblick stillen, ungestörten Genusses gekommen, dann tat er sich einmal wieder für Wochen Gutes an, dann rückte sein Riemen wieder eine Anzahl Löcher vorwärts.

Er liebte es, die Brocken recht groß und dick in seinen breiten Mund zu schieben, um den Geschmack und Genuss jedesmal recht massig und vollständig zu haben. Er hatte deßhalb schon öfters Erstickungsanfälle gehabt. So ging es ihm wieder an jenem Sonntagmorgen. Ein Brocken saß fest und wollte nicht wanken und weichen.

Er würgte und würgte, dass er fast blau im Gesicht wurde und die Augen stier standen. In der Angst seines Herzens stieß er den Kuhstallladen auf, in dessen Nähe sich seine „Mauk“ befand, um mehr Luft zu bekommen.

Aber die Aussicht, welche sich ihm da eröffnete, sollte ihn mehr erschrecken als der Brocken im Schlunde. Er sah schon dicht am Flecken die kaiserlichen Dragoner dahersprengen, von denen ihm der Martin Wölfert gesagt hatte, und er meinte sogar den „Hast den Teufel“ selber Zu erkennen auf schwarzem, schäumendem Rosse.

Sein erstes Gefühl war, ein sicheres Versteck zu suchen, aber er musste doch auch die Leute in der Kirche benachrichtigen.

Er lief deßhalb so schnell, wie es ihm seine kurzen Beine und sein stockender Atem erlaubte, über den an den Pfarrhof sich anschließenden Kirchhof und stürzte keuchend und würgend zur Kirchthüre hinein.

Mit seinem bläulich angelaufenen Gesicht, seinen hervorgetretenen Augen und seinen entsetzten Gebärden musste er einen erschreckenden Anblick darbieten. Die Gemeinde, welche mitten im

Singen war, verstummte augenblicklich und forschte, was er zu sagen habe. Allein er brachte ja nichts heraus, der arme Schlucker, als ein unverständliches Grunzen. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirne.

Endlich aber rutschte der Brocken und mit erleichterter Kehle schrie nun David: „Kaiserliche Dragoner im Flecken!"

Kaum war das Wort jedoch aus seinem Munde, so war er auch schon wieder zur Türe hinausgeschlüpft. — Es lag ihm sehr am Herzen, sein kostbares Ich in gute Sicherheit zu schaffen.

Er hätte indessen besser nicht so geeilt. Denn er lief so den Dragonern, die sich der Kirche zugewandt hatten, direkt in die Arme.

Sie umringten ihn alsbald, um ihn auszuforschen.

Der Rittmeister Karpe aber befahl: „Lasset das Bauerlein erst ein wenig Spießruten laufen, damit seine Zunge geläufiger wird."

Unser David bewies aber jetzt, als die Reiter anfangen, ziemlich unsanft mit ihren Säbelklingen seinen breiten Rücken zu bearbeiten, wie er den vollen Gebrauch seiner Stimme wieder erlangt habe. Denn er stieß ein so erschreckliches Geheul aus, dass selbst der Rittmeister Karpe für gut fand, seinen Soldaten Ruhe zu gebieten. „Willst du schweigen, du Bestie!" rief er und gab ihm eine Maulschelle, dass dem guten David augenblicklich Mund und Wangen anliefen.

„Weißt du Nichts von dem jungen Naurath?"

David machte ein so unzweideutig dummes Gesicht, dass der Rittmeister sofort sah, dass er den jungen Menschen nicht kannte.

Als nun aber der „Hast den Teufel" die Person Philipp's näher zu beschreiben anfang, seine Gestalt und Kleidung — und meinte, er müsse hierher sich gewandt haben, sie hätten sichere Nachricht darüber, da blitzte in den kleinen Äuglein Davids das Verständniß auf.

„Einen solchen jungen Burschen hat mein Herr, unser Herr Pfarrer" sagte er, „gestern Abend in sein Haus aufgenommen. Aber der muß längst wieder über alle Berge sein. Denn ich habe während der Zeit nichts mehr von ihm gesehen und meine Herrschaft und Alles ist in der Kirche."

David wußte wirklich nichts weiter. Er hätte es sonst gerne gesagt, um sich bei dem „Hast den Teufel" in Gunst zu setzen. Er erhielt deswegen auch nur zum Lohn einen Fußtritt auf den Bauch, daß er zusammenstürzte.

„Diesen Kerl hier haltet ihr mir bei der Hand!" befahl darauf der Rittmeister. „Ein paar Mann lassen mir das Pfarrhaus nicht aus den Augen und die Übrigen besetzen die Kirchthüren!"

Er drang darauf selbst mit einigen auserlesenen Leuten in die Kirche. Dort hatte die Nachricht Davids einen unbeschreiblichen Schrecken und Aufruhr erregt. Alles stürzte nach den Türen. Aber die

donnernde Stimme des alten Plebanus gebot ihnen Halt.

„Ehe ihr gehet, lasset uns uns noch stärken und kräftigen durch gemeinsames Gebet gegen das hereinbrechende Geschick.“

Die Leute gehorchten Dieser Mahnung. Allein in das feierliche Schweigen, was dem Gebet vorausging, tönte das Geschrei Davids und die befehlende Stimme des Rittmeisters, worauf die Weiber und Kinder in lautes Jammern und Weinen ausbrachen, die Männer und Jünglinge aber nach Waffen suchten.

Nur der ehrwürdige Pfarrherr stand ruhig und unbewegt auf den Stufen des Altars. Die Hände flehend emporgehoben und die Augen dem Himmel zugerichtet, sprach er mit lauter Stimme sein Gebet. Und so stand er noch da, an die hohen, heiligen Gestalten der Propheten erinnernd, stark und groß in seinem Gott, als der Rittmeister mit seiner Rotte hereingestürzt kam.

Selbst dieser Erzbösewicht empfand etwas wie frommen Schauer. Aber das dauerte nur einen Augenblick. In einer Zeit, wo man Altargefäße zu Münzen umschmolz, und Kirchenglocken zu Kanonen, konnte das Gemüth eines rohen, gottvergessenen Soldaten nicht lange von heiliger Scheu beherrscht werden.

Der Karpe zerrte den Alten an seinem Rocke vom Altar herunter, indem er ihm zurief: „Laß dein Geplärr, heuchlerischer Pfaffe, und gib uns lieber

Antwort, wohin du den Philipp Naurath versteckt hast!"

Plebanus zitterte vor Aufregung, mehr empört über die schändliche Tat des frechen Buben, als erschrocken über seine Frage. „Gib du lieber Antwort," donnerte er ihn an, „auf wessen Vollmacht du mit deiner Kriegerschaar in dieses Gotteshaus hereinbrichst, diese Gemeinde in ihrer Andacht störst, und mich gewaltsam in der Verrichtung meines heiligen Amtes hinderst? Du fürchtest wohl die Menschen nicht. Es wird dich am Ende auch niemand darüber zur Rechenschaft fordern. Unsere Beschwerden werden ungehört verhallen. Aber es lebt ein Gott, der vielleicht in der Kürze sein Strafgericht wird über dich ergehen lassen wegen deiner unerhörten Frevel."

Karpe war im Grunde seines Herzens ein Feigling, wie alle grausamen Naturen und konnte hauptsächlich bei seinem abergläubischen Sinne alle Verwünschungen und Weissagungen nicht gut leiden.

„Willst du schweigen, mit deinem vermaledeiten Predigen!" schrie er noch ganz bleich vor Erschütterung. „Ich schlage dir sonst, so wahr ich Karpe heiße, noch hier am Altare deinen morschen Schädel entzwei."

So wütend auch die Rede des „Hast den Teufel" lautete, es war ihm nicht mehr recht geheuer in der Kirche. Er strebte, wieder in das Freie zu kommen. Auch hatte er einige Wutblicke jener verzweifelten Männer aufgefangen, so dass es ihm

besser schien, wenn die Menge nicht länger zusammen bliebe. Er entließ deßhalb die Gemeinde aus der Kirche, aber erst, nachdem er sich genau überzeugt hatte, dass niemand etwas Näheres über den Philipp Naurath auszusagen wusste und nachdem er ihnen die schrecklichsten Drohungen und Donnerwetter mit auf den Weg gegeben hatte. Als sich die Menge zerstreut hatte, schickte er ihnen in seiner hinterlistigen Weise die Soldaten zur Plünderung nach. Er selbst behielt für sich die Verhandlung mit dem Pfarrer und die Plünderung des Pfarrhauses. Der Pfarrer hatte, während die Leute aus der Kirche hinaus eilten, einen unbemerkten Augenblick gefunden, wo er sein liebes Katharinchen herbeiwinken und dem Kind zuflüstern konnte, es solle in seinen Sack greifen, den Schlüssel, den es dort fühlen würde, nehmen und dem jungen Naurath rasch die Kammer öffnen, damit er sich eiligst zur Flucht wenden könne.

Es war ein Glück, dass gerade die lauernden Augen des Karpe auf der stattlichen Gestalt des Oberschultheisen Noderich Schmitt verweilten, sonst hätte er sicherlich Unrath gemerkt. So vermochte das Katharinchen, sein Werk auszuführen und mit dem Schlüssel unter dem Schürzchen davonzuschlüpfen.

Der greise Plebanus inmitten einiger Soldaten und der Rittmeister waren die Letzten, welche die Kirche verließen. — Auf dem Pfarrhofe wurde nun das Verhör fortgesetzt.

Bald vernahm man die polternde Stimme des schreienden „Hast den Teufel:" „Jetzt lass die Umstände, Pfaff, und sage uns, wo du ihn hingebracht hast! Dass du ihn gestern Abend aufgenommen hast, wissen wir bereits' Dein eigener Knecht hat es uns verraten."

„Ich erkenne zwar Euer Recht nicht an, Herr Rittmeister, mich also zu fragen," erwiderte Plebanus, „aber Ihr habt mich in der Gewalt und ich möchte Euch nicht veranlassen, Eure schuldige Seele noch mehr zu belasten, darum will ich Euch sagen: „Ja ich habe dem jungen Philipp Naurath Essen und Nachtlager gegeben, wie ich sie jedem anderen Hilfsbedürftigen auch gegeben hätte. Ich habe nicht gefragt: wer bist du: oder, woher kommst du, sondern habe nur seine Not angesehen. Als er mir aber sagte, wer er sei und woher er komme, da durfte ich doch an meinem eignen Gast nicht den Henker spielen. Das wollet ihr mir doch selbst nicht zumuten "

„Ihr müßtet ihn wohl festhalten," schrie der Rittmeister, „denn er ist ein Spion. Und Ihr habt selbst das Leben verwirkt dadurch, dass Ihr einem Spion durchgeholfen habt. Doch will ich noch diesmal Gnade für Recht ergehen lassen, wenn Ihr sagt, wohin er sich gewandt hat." „Er hat mir nicht gesagt, dass er ein Spion sei," antwortete der standhafte Pfarrherr. „Er sagte vielmehr, er hätte seinen Vater aus der Gefangenschaft befreien wollen. Wenn Ihr mir übrigens beweist, dass er ein Spion ist, werde ich weiter kein Bedenken tragen, Euch auf seine Spur zu helfen."

„Bei Gott" schrie da der Karpe, „wir haben mit diesem thörichten Geschwätz schon Zeit genug vergeudet. — Warte nur! Ich will dir den Mund schon aufbrechen, hartnäckiges Pfäfflein:" —

Er befahl hierauf, die Ackergäule aus dem Stall zu nehmen und dieselben anzuschirren, dann dem Pfarrer eine Leine um Brust und Schultern zu schlingen und nachdem er damit an die Pferde angebunden war, die Tiere zu peitschen, dass sie im Galopp davonsprengen und den gebrechlichen Greis im Pfarrhofe herum nachschleiften. Es war ein grausiger Anblick, diese scheu gemachten Thiere, die in tollen Sprüngen umher jagten und deren Hufen oft über dem ehrwürdigen Haupt der Pfarrers schwebten, den sie unbarmherzig mit sich fortrissen. Das Amtskleid des Unglücklichen blieb in einzelnen Fetzen hängen und er blutete aus mehreren Wunden des Kopfes und des Leibes.

Die Soldaten jubelten vor Vergnügen und der Rittmeister Karpe lachte aus vollem Halse.

Die Pfarrfrau hatte verzweifelnd die Hände gerungen, als sie die Vorbereitungen sah, die zur Folterung ihres Mannes gemacht wurden. Sie wollte sich anfangs dem Rittmeister vor die Füße werfen, um ihn kniefällig für ihren Mann anzuflehen. Aber sie hatte sich plötzlich Anders besonnen. Sie eilte, was sie konnte dem Wohnhaus zu.

Die Soldaten der damaligen Zeit waren bekannt dafür, dass sie eher durch Befriedigung ihrer Habsucht, als durch Erregung ihres Mitleids

zugänglich wären.

Da hatte sich denn, die Pfarrfrau an 100 Reichsgulden erinnert, die sie als letzten Notpfennig aus besseren Tagen für ihren Mann und ihre Kinder zurückgelegt hatte. Die holte sie jetzt zur Rettung ihres Mannes.

Der Rittmeister freute sich ungemein über die blinkende Geldsumme. Er steckte sie auch ohne Umstände ein. „Jetzt, liebes Weibchen," sagte er fast freundlich, „erzählt mir nur, wo der Naurath hingekommen ist und Euer Mann soll frei sein."

Die Frau sah die wilden Rosse, sie sah ihren blutenden Mann. Sie seufzte tief auf. Sie wusste, dass ihr Mann und ihr Geld verloren war, wenn sie es nicht tat. „So befiehlt," sagte sie, „dass er augenblicklich losgebunden wird und ich will Euch zeigen, wo wir ihn, als wir in die Kirche gingen, gelassen haben. Ob er noch da ist, weiß ich nicht."

Plebanus wurde wirklich losgemacht. Seine Frau wollte zu ihm hin. Denn er glich einem Toten, so blutig und bleich war er. Aber der Karpe zwang sie, zuerst mit ihm zu gehn. Sie musste voran, und hinter ihr gingen der Rittmeister und seine Dragoner bis an die Zähne bewaffnet. Die Pfarrfrau betete leise im Gehen: „Ach lieber, barmherziger Gott im Himmel, wende es zum Guten. — Verzeihe mir meine Sünde, die ich jetzt tue. Ich kann, ich kann nicht Anders — ich kann meinen Mann nicht sterben lassen." — Auf einmal schrie sie laut auf und schlug

ohnmächtig auf den Boden. Die Türe, die zu der Kammer des jungen Naurath führte, war offen, in der geöffneten Türe lag ihr geliebtes Katharinen, starr und leblos wie eine Leiche neben ihr eine Blutlache. Das war zu viel gewesen für die starke Frau; drunten im Hofe ihr blutender Mann und hier die Leiche ihres Kindes. Da mussten ihr die Sinne vergehen.

Der Rittmeister warf einen mitleidlosen Blick auf die beiden leblos daliegenden Frauenzimmer und über sie hin schreitend trat er in das offene Zimmer. Es war leer. Aber frische Spuren bewiesen, dass der Bewohner es noch nicht lange verlassen hatte.

Da kam wildes Leben in den Karpe. Seine sonst bleichen Wangen röteten sich durch die Hoffnung auf Rache. Augenblicklich schickte er die Soldaten, die er bei sich hatte, zur Verfolgung ab. Er selbst aber, die Treppe hinunter nachstolpernd, warf sich auf sein vor Ungeduld scharrendes Ross, um im Dorfe noch etliche stärkere Corps zu sammeln und dem Flüchtlinge nachzusenden.

Trotz seiner stürmischen Eile ließ dem Schurken seine Habsucht jedoch noch so viel Besonnenheit, dass er mit geflügelten Worten den noch übrigen Soldaten befahl, die Ackergäule des Pfarrers anzuspannen und Alles, was sie an Lebensmitteln und sonst Brauchbares im Pfarrhaus fänden, aufzuladen, das Vieh zusammen zu koppeln

und auf den Marktplatz des Fleckens zu bringen. Darauf stieß er seinem Pferde die Sporen in die Weichen, dass es laut wiehernd davonflog. Doch wir lassen ihn ziehen und weiteres Unheil anrichten. Wir werden ihm wohl noch einmal begegnen. Für jetzt wollen wir uns nach dem jungen Naurath und seinen Taten und Schicksalen umsehen.

Das furchtbare Geheul Davids, das bei den in der Kirche Versammelten einen solchen Schrecken verursacht hatte, hatte auch den Philipp Naurath geweckt. Heftig erschrocken fuhr er aus dem Schläfe auf. In dem ersten Augenblick vermochte er sich auf Nichts zu besinnen. Erst allmählig tauchte ein Stück des Erlebten nach dem Andern aus seiner Erinnerung auf. Er wollte sich eben ärgern, dass er so lange geschlafen habe, da meinte er die Stimme seines Todtfeindes zu vernehmen. Hastig lief er an das Fenster. Er vermochte von dort einen Teil des Kirchhofs zu übersehen. Da standen wahrhaftig kaiserliche Dragoner. Er stürzte zurück, um sich eiligst anzukleiden, während eine Menge unklarer Gedanken durch seinen Kopf stürmten. War der Karpe schon lange da? oder war er eben erst gekommen? Wusste er von ihm? Das konnte nicht sein, sonst hätte er ihn bereits aufgesucht. Aber bald musste er es erfahren. Er konnte jeden Augenblick kommen. Wohin sollte er sich dann wenden? War der Weg noch offen? Wenn er nur hätte erfahren können, wie es mit der Pfarrfamilie stünde, ob sie gefangen saß, oder noch rechtzeitig

geflüchtet war, aber er konnte über nichts in's Klare kommen. Nur das stand ihm fest: „Jedenfalls wollte er sein Leben so teuer wie möglich verkaufen.“

Über diesem Entschlusse war er mit seinem Anzuge fertig geworden. Er suchte nach einer Waffe und da er keine fand, riss er ein Bein aus einem Stuhle. Dann rief er seinem treuen Doggen. So das Stuhlbein in der Faust und den starken Hund zur Seite, wollte er sehen, ob er sich durchschlagen könne.

Aber es kam nicht dazu. Als er die Türklinke in die Hand nahm, merkte er, dass die Türe von Außen geschlossen war. „Was sollte das heißen?“ „Wer hatte das getan?“ Er rüttelte an der Türe, ob er vielleicht das Schloss sprengen könnte, aber es war vielleicht das Beste aller Schlösser im Hause und widerstand seinen gewaltigsten Anstrengungen. Er trat wider die Türe, um sie einzutreten. Aber das Eichenholz an derselben war noch stark und gut. Er lief an das Fenster, ob er da nicht hinaus könne. Aber einmal war es sehr hoch und dann waren Eisenstangen vor demselben angebracht, die er nicht herauszubrechen vermochte.

Es fing ihm an unheimlich zu werden. Was war nur geschehen? Hatte der Pfarrer ihn verraten? Hatte man ihn bereits gefangen gesetzt?

Ein leiser, undeutlicher Verdacht gegen den Pfarrer stieg in seiner Seele auf, der aber immer mehr an Gestalt gewann. „Warum hat er mich gestern

Abend nicht fortgelassen?" fragte er sich, „Sollte da schon eine geheime Absicht im Spiele gewesen sein? Warum hat er mich wenigstens heute Morgen nicht frühzeitig geweckt?"

Doch bei weiterer Überlegung überwog der gesunde Sinn des Jünglings. Er musste sich sagen, dass dieser wahrhaft ehrwürdige und fromme Mann geradezu des ihm zugedachten Verrats unfähig sei.

„Aber wie ist es denn zu erklären?" sagte er ärgerlich mit dem Fuße aufstampfend. „Warum bin ich denn eingeschlossen? Warum hat mir kein Mensch von der Ankunft des Karpe gesagt?"

„Jedenfalls ist Verrat im Spiel!" rief er laut.

Horch! da näherten sich Schritte über den langen Gang. Ein Schlüssel wurde in das Schloss seiner Türe gesteckt. „Ha jetzt gilt es," murmelte Philipp, der nur noch an den Feind dachte. Er packte sein Stuhlbein fester und reizte seinen Hund, dass dieser wütig die Zähne fletschte. Jetzt drehte sich der Schlüssel im Schloss. Jetzt sprang die Türe auf. Aber was war das? das war ja kein Feind. Das war ja des Pfarrers Töchterchen, das Katharinchen. Philipp ließ erstaunt seine geschwungene Waffe sinken. Aber der Hund hatte nicht so viel Überlegung. Er wusste ja nicht, gegen wen er gehetzt war. Er riss das zarte Kind zu Boden und brachte ihm eine starke Bißwunde bei. Er hätte es zerrissen, wenn ihm nicht sein Herr einen furchtbaren Schlag auf den Kopf versetzt hätte, dass er zur Seite taumelte.

Katharinen war ohnmächtig geworden vor Schrecken und Blutverlust. Philipp aber hielt sie für tot. Wie schnell war das Luftgebäude, was er sich aus dem Verrat des Pfarrers aufgebaut hatte aus seinen Gedanken verschwunden. „Ach Gott was hab' ich getan? Was ist aus mir geworden?" rief er im tiefsten Seelenschmerze. Das plötzliche, gewaltsame Hinsterben des lieblichen, lebenslustigen Kindes, die Trauer der alten Eltern um ihren Liebling, seine eigene Undankbarkeit, denn er musste sich, seiner Heftigkeit und Unvorsichtigkeit alle Schuld beimessen, dieses Alles stürmte mit einem Schlage auf ihn ein.

Der sonst so starke, entschlossene, ja trotzige, junge Mensch war völlig zerknirscht. Er nahm das Kind auf den Arm und küsste seine bleiche Stirne, während ein Strom der bittersten Tränen sein Gesicht benetzte. Er hatte seine Flucht vergessen. Er saß da neben der Leiche ganz in Gedanken versunken, bis aus einmal die gellende Stimme des Rittmeisters, die vom Hofe her herauf klang, ihn empor schreckte.

Der junge Naurath hätte gern etwas recht Schweres auf sich genommen, um diesen Mord gewissermaßen zu sühnen, aber in die Hände jenes Unmenschen mochte er doch nicht fallen. Nachdem er noch einen Blick voll tiefen Herzeleids auf das leblos daliegende Mädchen geworfen hatte, machte er den Versuch, ob er vielleicht ungesehen entfliehen könnte.

Es waren zwei Türen am Pfarrhaus. Eine führte auf den Hof, die Andere direkt auf die Landstraße. Beide Türen standen offen. Als sich Philipp vergewissert hatte, dass die Landstraße frei sei, trieb es ihn, doch auch einmal in den Hof zu schauen, um zu erkunden, was dort vorginge. Es war gerade der Augenblick, als man die Pferde still stellte und den alten Plebanus losband.

Der junge Naurath überschaute rasch den ganzen Zusammenhang der Dinge und ward fast schwindelnd vor Wut und Schmerz.

Er konnte sich denken, dass der alte Mann dort, der blutend und zerschmettert am Boden lag, unfähig, nur ein Glied zu rühren, Alles seinetwegen erduldet hatte. Er dachte aber auch, was demselben noch viel Schrecklicheres, Entsetzlicheres bevorstand, wenn man die Leiche seines Kindes fand.

Und dann dachte er wieder, wie an Allem, Allem allein schuldig wäre dieser Karpe, dieser Teufel in Menschengestalt. Es drängte ihn, hervorzustürzen und blutige Rache an demselben zu nehmen für Alles, Alles. Aber, was wollte er waffenlos dem wohl bewaffneten Haufen gegenüber. Er knirschte hörbar mit den Zähnen und seine Faust presste das Stuhlbein mit solcher Gewalt, daß das Blut unter seinen Nägeln hervor floß.

Allein man näherte sich jetzt dem Pfarrhause. Es ward Zeit für ihn, daß er sich davonmachte. —

Die rüstige Pfarrersfrau war die Erste, welche sich aus ihrer Ohnmacht erholte. Sie stürzte auf ihr blasses Kind zu und nahm es in den Arm. Was aber der unerfahrene Jüngling nicht geahnt hatte, die Mutter merkte es sofort. Das Kind war nicht tot. Es war nur bewußtlos. Sie fühlte seinen Herzschlag an ihrer Brust.

Ein tiefer, tiefer Atemzug rang sich los von ihrem gepreßten Herzen und eine Träne der Freude und des Dankes gegen Gott perlte in ihrem Auge.

Auf den Schwingen der Mutterliebe eilte sie mit ihm hinunter in die Küche. Dort hatte sie Essig, womit sie Schläfe und Pulse ihres Lieblings einrieb und welchen sie öfters unter die Nase hielt. Auf einmal nieste das Kind und schlug verwundert die Augen auf, während ihre Mutter sie abwechselnd küßte und umarmte und bald lachte und bald weinte.

Die Bißwunde war in dem linken Arm. Das Blut hatte sich bereits von selbst gestillt. Nachdem dieselbe ausgewaschen war und ein kleiner Verband aufgelegt, fühlte sich das Kind schon wieder, so weit wohl.

Der Schrecken war bei ihm das Ärgste gewesen.

Aber jetzt erinnerte sich die Pfarrfrau ihres Mannes, den sie in der Hast der Mutterliebe ganz vergessen hatte. Sie ward bleich vor Schrecken und lief, was sie konnte, in den Hof.

Plebanus hatte während der Zeit sich aufgesetzt. Aber mehr vermochte er nicht. Er hatte zwar keine gefährlichen Verletzungen davongetragen. Gott hatte wunderbar sein Leben geschützt. Allein sein Körper war mit unzähligen Beulen, Rissen und Verwundungen bedeckt. — Die unglückliche Gattin rief die plündernden Soldaten an, sie sollten ihr doch helfen, ihren Mann in's Haus und in ein Bett schaffen. Sie flehte, sie bat fast händeringend, aber dieselben antworteten ihr nur mit einem rohen Gelächter.

Da war sie neben ihrem fast ohnmächtigen Gatten auf die Knie gesunken und schluchzte laut: „Du armer, lieber Mann, wie leidest du Pein auf dem kalten, harten Boden, ich fühle es, ich weiß es, wie bist du erschöpft. — Du sprächest sonst. Ach Gott du stirbst vielleicht und ich kann dir nicht helfen.

O ich möchte fluchen über diese Unmenschen. Die Bestien des Waldes haben mehr Gefühl in ihrer Brust. Es ist kein gerechter Gott, wenn sie nicht ihren Lohn bekommen."

Auf einmal erhob sie sich. „Schlinge deinen Arm um meinen Hals, Jacob, „sagte sie,, und halte so fest, wie du kannst." Sie hatte sich vor ihn hingebeugt. Als Plebanus mit unsäglicher Anstrengung ihren Worten nachgekommen war, nahm sie ihn, rüstigen und starken Leibes, wie sie war, auf ihren Rücken, um ihn so in das Haus zu tragen.

Die Soldaten hatten durch dieses sich ihnen bietende Schauspiel neuen Stoff zu Spott, Hohn und

Gelächter.. Nur einer, weicher, wie die Andern, schlich ihr nach und- als sie im Hause angekommen war, nahm er ihr die Last ab, damit sie ihrem sterbensmatten Manne das Lager bereitete.

Derselbe steckte auch später ein Laib Brod und ein Krüglein Wein für die äußerste Notdurft in das Bett des Kranken. Als nämlich die Plünderer mit Vieh und Wagen abzogen, war nichts mehr in Haus und Scheuer zurückgeblieben, rein nichts mehr, bloß noch ein wenig altes, wertloses Gerümpel. Die damaligen Soldaten verstanden das Mäusen und Plündern fast besser als das Kämpfen. Wo sie hinfielen, war es, als wenn dort ein Heuschreckenschwarm gehaust hätte. Es wurde so glatt und leer, wie eine rein gefegte Tenne.

Doch gab es der Pfarrfrau schon ein beruhigendes Gefühl, daß sie nur endlich fort aus dem Hause waren. Sie saß still weinend neben dem Bette ihres vor Ermattung schlafenden Mannes. Ihr Katharinchen schlief mit seinem Köpfchen auf ihrem Schoße ruhend. Es wollte schon dämmerig draußen werden. Da plötzlich klangen die tiefen, schauerlichen Töne der Sturmglocke, von der nahen Kirche herüber. Der Kranke fuhr im Schläfe auf. Das Katharinchen fing an zu weinen. Die Frau lief hinaus, kam aber weinend wieder zurück: „Ach Gott ganz Miehlen brennt.“

Da setzte sich der Alte in's Bett und sagte mit feierlicher Stimme:

„Auf Gott will ich vertrauen
 In meiner schweren Zeit.
 Es kann mich nicht gereuen;
 Er wendet alles Leid.
 Ihm sei es heimgestellt;
 Mein Leib, mein Seel, mein Leben
 Sei Gott dem Herrn ergeben,
 Er schaff's, wie's ihm gefällt." —

IV.

Es war wieder Frühling geworden und das nicht bloß im Kalender, sondern auch draußen in der Natur. Man merkte denselben überall, aber noch fast mehr als sonst in dem warm und sonnig gelegenen Rheinthale.

Da hatte denn der blaue Himmel und die warme, belebende Luft drei Gäste sich herausgelockt, deren bleiche Farbe verriet, dass sie den langen Winter nicht viel Anderes als die enge, heiße Stube genossen hatten. — Es war die Miehlener Pfarrfamilie. Sie ergingen sich oberhalb St. Goar den Rhein hinauf im Sonnenschein. Ach der liebe Sonnenschein, wie tat er dem ab gematteten Körper des alten Plebanus so wohl, wie belebten sich die ungelinken Glieder, wie erfrischten sich seine schlaffen Lungen. Er glaubte schon nach kurzer Zeit, der Führung seiner rüstigen Gattin nicht mehr zu

bedürfen. Aber er mußte doch noch oft stille stehen.

Das ging freilich dem schnellfüßigen Katharinchen zu langsam. Es sprang bald die nahe Bergwand hinan, wo in den Gebüschten hunderte von Drosseln und Finken schmetterten, um sich süß duftende „Kätzchen“ von Haseln und Weiden zu sammeln. Bald wagte es sich bis an den rauschenden Strom, um auf dem frisch ergrüntem Rasen ein nettes Maßliebchen oder ein wohlriechendes Veilchen zu erhaschen. Bald strengte es sein Stimmchen an, um drüben am Lorleifelsen das berühmte Echo zu wecken.

„Anna Maria“ begann der alte Plebanus, da sie an einem sehr lieblichen, warmen Plätzchen stille standen, „es ist merkwürdig, wie meine wachsende Kraft und Gesundheit und die rings erwachende Natur mir wieder neue Hoffnungen und Pläne in die Seele gießt. Vor ein paar Tagen noch, als wir in unserem engen Stübchen wie eingemauert saßen und ich mich kaum aufzuraffen vermochte, um einen Blick zu tun nach dem Stückchen trüben Himmel über uns und den paar Schneedächern vor uns, da dachte ich nicht, daß ich jemals wieder eine Kanzel besteigen würde, oder einen Schritt tun könnte für die in alle Welt zerstreuten oder gefangenen Miehler. Ich glaubte, Gott wollte seinen armen, schwachen Knecht hinaufrufen aus dieser argen, bedrängten Welt. Meine einzige Reise sei noch aus unserer engen Kammer nach einer viel engeren. Und

siehe, jetzt möchte ich morgen schon wieder zum Wanderstab greifen und hundert Pläne zur Rettung und Hilfe erfüllen meine Brust.

Liebe Anna Maria, ich muß zu guten Menschen betteln gehen, vielleicht zu Fürsten und Grafen. Denn wer hat außer ihnen sonst noch etwas von Hab und Gut in dieser allgemeinen Sündflut gerettet. Ich muß eine Summe zusammenbringen, um einmal den guten Oberschultheisen Noderich Schmitt und den Schultheisen Peter Beilstein auszulösen, die der Wütherich, der Karpe, gefangen mitgeschleppt hat und dann, um die Kontribution zu bezahlen, die er noch obendrein den armen Geplünderten und Abgebrannten auferlegte und in Folge derer der ganze Flecken flüchtig geworden ist. O könnte ich fliegen wie ihr, „rief er einer Schaar Schneegänse nach, die vor ihnen hoch in den Lüften nach Norden zog, „wie wollte ich eilen von Schloß zu Schloß, von Hof zu Hof. Aber ich bin ein alter, armer, kranker Mann. Doch Gott wird helfen. Ich kann nicht ruhen, bis ich das Werk vollbracht habe.“

„Ich weiß recht gut, was dich treibt lieber Jacob“ sagte seine Gattin. „Es sind die Vorwürfe, die dir das rohe Volk gemacht hat, als du selber sterbenskrank daniederlagst und die dir fast das Herz abdrückten. Es ist, weil sie sämmtlich erklärten, du trügest dadurch, daß du den Naurath aufgenommen hättest, allein die Schuld an dem Unglück Miehlens.“

Ich habe vielleicht auch einmal einen Augenblick so gedacht, aber jetzt bin ich wie mein Leben überzeugt, der Karpe wäre doch nach Miehlen gekommen und hätte doch dort so gehaust und wenn auch gar kein Naurath in der Welt gewesen wäre."

„Sieh, Anna Maria" erwiederte Plebanus, „es hat mich allerdings schwer angegriffen, als alle Welt auf mich als einen abscheulichen Verbrecher und Missetäter hineinfuhr, da ich doch das Gute gewollt hatte. Ich konnte anfangs mich gar nicht recht in die Gedanken Gottes hineinfinden, dass so furchtbares Leid auf meine Liebestat gefolgt war. Mein Glaube hat sogar geschwankt. Ich dachte, es wäre vielleicht doch manchmal besser, klug zu handeln, als streng nach Gottes Gebot. Aber jetzt habe ich Alles in meinem Gott überwunden. Wenn ich es jetzt noch einmal zu tun hätte und Alles voraus wüßte, was geschehen, ich würde es gerade so machen, wie ich es getan habe. Ich habe Demut und unbedingtes Fügen in Gottes Willen gelernt auf meinem langen Krankenlager. Was brauche ich armer Erdwurm zu wissen, warum Gott etwas so und nicht anders macht. Ich habe nichts zu tun, als eifrig seinen Geboten der Liebe nachzukommen. Er wird Alles Andere schon zur Zeit an den Tag bringen. Aber siehe, liebe Frau, und deute mir es nicht übel. Seit ich mich ein wenig wohler und kräftiger fühle, ist es mir gewesen, als wolle Gott all das Übel wieder durch mich gut machen, was geschehen ist. Es ist

mir meine heilige Verpflichtung, die ich dazu habe, zu tun was in meinen schwachen Kräften steht, schwer aufs Herz gefallen."

„Du denkst immer nur an andere Jacob," sagte die Frau Plebanus „nie an dich selbst und hast doch vor der Hand alle Ursache dazu. — Siehe einmal, wie du wankst, wie dich der kurze Spaziergang angestrengt hat."

Sie hatte ihn kräftig am Arm gefasst und während sie jetzt heimwärts gingen, sprach sie: „Ich will dir sagen, wie es wird. Du erholst dich hier noch völlig. Und nach ein paar Wochen, wenn du kräftiger bist, geht es nach Butzbach in die Wetterau. Unser Sohn, der Amtskeller, hat uns jetzt schon so oft und herzlich eingeladen, dass wir ganz zu ihm ziehen sollen, dass wir gar nicht anders können.

Dort in der festen Stadt sind wir gut und sicher aufgehoben. Dort unterrichtest du unser Katharinchen und wir warten es ruhig ab, bis Gott einmal bessere Zeiten beschert. Fühlst du dich dann kräftig und gesund genug, so magst du in Gottes Namen wieder dein Amt antreten. Für Miehlen mag jetzt ein Anderer sorgen. Gott hat rüstigere Werkzeuge als dich." —

David war an jenem für Miehlen und ihn so verhängnißvollen Tage bei der ersten günstigen Gelegenheit aus den Händen seiner Peiniger entwischt. Er hatte sich darauf in der Pfarrscheune hinter einen Grummethaufen verkrochen, da, wie er wusste, die Dragoner für ihre Pferde kein Grummet

brauchen konnten und den ganzen Tag nicht eher wieder zum Vorschein gekommen, bis er sich fest überzeugt hatte, dass kein Soldat mehr im Orte sei.

Später aber machte er sich verdient und verwischte ein wenig den Schandfleck seiner damaligen Feigherzigkeit, indem er mit großer Selbstverleugnung und viel Schweiß seinen kranken Herrn auf einer Tragbahre nach St. Goar hinunter schaffen half. Doch St. Goar, wo wegen der durch die starke Festung Rheinfels gebotenen Sicherheit sich eine Menge Flüchtlinge vom ganzen Rhein, vom Hunsrück und Taunus angesammelt hatte, war kein Platz für die stillen Neigungen Davids. Die Lebensmittel waren durch den starken Verbrauch so selten und kostspielig und die Bissen, welche an David kamen, waren so leicht und schmal, dass sein Magen gar nicht aus dem Bellen und Knurren herauskam. Er hatte während der langen Winterszeit frische Löcher in seinen Hungerriemen stechen müssen und die Kunst des Tabakkauens gelernt, da man ihm dieses Beschwichtigungsmittel eines hungrigen Magens sehr rühmte. Als nun aber die schönen Tage kamen und die Wege gangbar wurden, hatte er sich aufgemacht, um drüben zu spekulieren, ob er nicht irgendwo zu einem starken Imbiss oder einer reichlichen Mahlzeit käme. Auch hätte die Frau Pfarrer gerne gewusst, wie es mit dem Getreide stünde, das noch ungedroschen in ihrer Scheune in Miehlen zurückgeblieben war.

Allein der gute David machte keine besonderen Geschäfte auf seiner Reise.

Das Getreide hatten durchziehende Kriegsvölker ausgedroschen und nur Weniges in den Aehren zurückgelassen. Von Essen war aber so wenig die Rede gewesen, dass wenn sich der Amtmann Schmalkalder auf der Burg Reichenberg sich nicht seiner erbarmt und ihn mit einer Mahlzeit erquickt hätte, kein Bissen in zwei Tagen über seine Lippen gekommen wäre. Traurige Nachrichten brachte er indessen genug heim. Die Soldaten des „Hast den Teufel“ streiften noch immer von Nassau herauf in der Gegend umher, so dass vor Ihnen sich keiner der Flüchtlinge in den Flecken wagte. Nur etliche hatte der tiefe Schnee, Kälte und Krankheit aus dem Walde getrieben, ihre alten Häuser aufzusuchen. Diese hatten jedoch unsägliche Mißhandlungen von den durchziehenden Truppen ausgestanden.

Es gereichte der damaligen Soldateska zu einem wahren Vergnügen, die wehrlosen Bauern auf das Jämmerlichste zu quälen und zu martern. Wenn nicht sogleich Gesottenes und Gebratenes auf dem Tische stand und Geld und Wein die Fülle bei der Hand war, ging „das Torquieren“ los.

Eine der beliebtesten Weisen war der sogenannte „schwedische Trunk,“ den übrigens ebenso gut, wie die Schweden, auch die Kaiserlichen zu geben wußten.

Der Unglückliche wurde dabei gebunden auf die Erde gelegt, ein Sperrholz in seinen Mund gesteckt

und ihm ein oder zwei Kübel Mistjauche in den Leib gegossen. Andere schlangen auch wohl ein Seil um den Kopf des Bäuerleins und drehten dasselbe mit einem Knebel so lange zu, bis das Blut aus dem Munde, Nase und Ohren herausquoll. Es kam auch vor, daß Bauern in den Backofen gesteckt und Feuer hintendrein angezündet wurde. Die Grausamkeit machte wahrhaft erfinderisch. Jeder wollte etwas Besonderes haben, wodurch er die Andern übertraf. Stöße und Schläge, die es nebenbei absetzte, wurden gar nicht gerechnet.

Obwohl David mit jenen unglückseligen Opfern soldatischen Übermutes in einem Orte aufgewachsen war, so hatte er sie doch anfangs nicht wieder erkannt, so hatte sie solche Behandlung, Krankheit und Elend verunstaltet. David hielt sich auch nicht lange bei ihnen aus. Ein gewaltiger Schrecken war über ihn gekommen. Sein vom Speißrutenlaufen kaum geheilter Rücken fing ihn auf einmal wieder an zu brennen und so gern er auch sonst schluckte, mit dem schwedischen Trunke wollte er doch keine Bekanntschaft machen. Er fragte nur kurz nach den übrigen Miehlern und als er ihren Aufenthaltsort im Walde erfahren, ging er eilig wieder seines Weges, indem er möglichst die offene Landstraße mied. Die Hütten und Höhlen, die sich der andere Teil der Miehlener Flüchtlinge in abgelegenen, wilden Waldgegenden angelegt hatte, waren zwar auch traurig und ärmlich genug, allein sie boten doch Sicherheit. Und David streckte sich

dort ganz behaglich neben erglimmendem Feuer auf ein gastliches Mooslager. Alle Miehlener aber, die er im Flecken und im Walde gesprochen hatte, hatten nach ihrem „lieben Herrn Pfarrer“ gefragt und ließen ihn herzlich bitten, hinaus zu kommen, denn es verlange sie Alle sehr nach den Tröstungen der Religion und nach dem Genusse des heiligen Abendmahles.

Als Plebanus das vernahm, liefen ihm die hellen Tränen die Wangen herunter. „Hast du es gehört Anna Maria“ rief er. „Nicht wahr wir reisen schon Morgen?“ —

Einige Tage darauf ging es in der Tat schon Morgens in aller Frühe das enge und tiefe Tal der Hasenbach entlang. Es ist das ein mit der schon bekannten Forstbach gleichlaufendes Seitentälchen des Rheins. Aber ein ungleich bequemerer und näherer Weg führt durch dasselbe von St. Goarhausen nach Miehlen.

Das Katharinchen war daheim geblieben. Dagegen hatten sich einige Miehlener, die auch in St. Goar Zuflucht gesunden hatten, der Reise ihres verehrten Pfarrers angeschlossen.

Man machte zum ersten Male halt, als die mächtige Burg Reichenberg mit ihren beiden hohen, gewaltigen Türmen und ihrer fast einzig in Deutschland dastehenden, morgenländischen Bauart ihnen von einem Bergvorsprung aus entgegenwinkte. Dort bei dem allzeitig freundlichen und herzlichen

Amtmann Schmalkalder sollte Einkehr gehalten werden.

Von Reichenberg aus ging es hernach rasch bis auf die Höhe bei Bogel und Ruppertshofen, von wo man bereits die Gegend von Miehlen überblicken konnte.

Es war kaum Mittag vorbei, als die Flüchtlinge, ohne dass ihnen weitere Gefahr entgegengetreten wäre, in ihrem früheren Heimort anlangten. Aber ein sie tief ergreifender trauriger Anblick bot sich ihnen dort dar. Und je heller und lieblicher die Sonne dazu schien, desto trauriger und öder wurde der Anblick. Wo sonst stattliche Hofreiten gestanden, wo sonst das regste Leben geblüht hatte, lag jetzt Schutt und Asche.

Keine Menschenseele begegnete ihnen. Hasen und Füchse spielten zwischen den schwarz gebrannten Mauern.

Kirche und Pfarrhaus und ein abgelegener Teil des Fleckens waren allein verschont geblieben. Sonst war alles niedergebrannt.

Als Plebanus in sein altes Pfarrhaus eintrat, musste er sich sogleich setzen. Ihm ward wie ohnmächtig. Der ganze weite Weg hatte ihn nicht so angegriffen, als die Wucht der Erinnerungen, die hier auf ihn einstürzten. Seine Frau schluchzte laut auf. Nachdem sich Plebanus wieder ermannt hatte, ging er ans Fenster. Wie oft hatte er dagestanden und hinunter geschaut auf sein liebes Miehlen und hinüber nach seinem Kirchlein, wenn dort die gläubige Menge einzog. Jetzt stand seine Kirche leer

und ungebraucht, der stattliche Flecken war ein Aschenhaufen, und seine Gemeinde in alle Welt zerstreut. —> Er verhüllte sein Gesicht und weinte und betete leise. Und als die Leute ihren Pfarrer so weinen und trauern sahen, weinten sie auch.

Aber Plebanus redete: „Wir sind jetzt, wie die gefangenen Juden, die an den Wassern zu Babel saßen und weinten, wenn sie an Zion gedachten, aber, wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein, wie Träumende. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmes sein. Da wird man sagen unter den Heiden: der Herr hat Großes an ihnen gethan.“

Wir können es noch Alle erleben, dass aus jenem Aschenhaufen sich neuere, schönere Gebäude erheben, dass nach jenem Gotteshaus vielleicht noch eine größere Gemeinde wallet, als in den letzten Jahren. Der alte Gott in Israel lebt noch. Die Israeliten sind auch heimgekehrt und haben ihre Stadt und ihren Tempel wieder aufgebaut. —

Alle fühlten sich durch diese fast, wie weissagend klingenden Worte des greisen Pfarrherrn neu gekräftigt. Die Pfarrerin ging an die Gräber ihrer Töchter, um an denselben ein wenig zu gärtnern und sich von Herzen satt zu weinen und die Anderen gingen in die Scheune, um nachzusehen, ob aus dem übrig gebliebenen Stroh noch ein paar Körner heraus zu dreschen wären.

Kaum waren sie gegangen, als Vier jener verunstalteten Kranken mehr ins Zimmer gekrochen, als geschritten kamen. Sie umfassten die Kniee des Plebanus und weinten laut vor Freuden, dass sie ihren alten Geistlichen wieder sahen. Sie baten ihn, er möchte doch ihnen und den anderen Kranken das heilige Abendmahl reichen. Er tat es alsbald.

Den Abend hatte er aber noch eine andere Feier.

Da kam eine dunkle Gestalt nach der andern aus den nahen Waldungen herüber und verschwand in dem Pfarrhaus, in welchem die Läden dicht verschlossen waren. Nach etlichen Stunden gingen sie ebenso wieder in den Wald hinaus.

In dem Pfarrhaus jedoch war einer jener Gottesdienste abgehalten worden, verborgen und heimlich, wie ihn die ersten Christengemeinden in Grabgewölben, Höhlen und Kellern abzuhalten pflegten. Aber es hatte dort auch ein ähnlicher Geist des Glaubens und der Liebe gewaltet. Mit welch' inbrünstiger Andacht hatten sie den Herzensworten ihres greisen Hirten gelauscht, wie heiß hatten sie mit ihm gebetet, wie tief ergriffen und ernst hatten sie das heilige Abendmahl genossen und wie waren sie leuchtenden Antlitzes von dannen geschritten.

„Anna Maria“ sagte Plebanus an diesem Abend zu seiner Frau, als dieselbe ihm aus einigen Bündeln Stroh ein Nachtlager bereitete, „meinst du, ich dürfte, ich könnte mich zur Ruhe setzen? Wagst du das Angesichts dieses Abends noch zu sagen? Morgen gehe ich nach Diez zur Gräfin, um zu sehen, ob diese viel gerühmte Frau

etwas für meine arme Gemeinde übrig hat." —

„Du willst nach Diez Jacob? Dahin bringst du mich aber nicht. Ich will und kann nicht mit dem zusammentreffen, der meines Katharinens Blut vergossen hat.“

„Du meinst den Philipp Naurath, Anna Maria. Ei gerade an ihn dachte ich, als ich meinen Plan fasste. Er kann mir von großem Nutzen sein, wenn er glücklich heim gekommen ist. Du weist auch recht gut durch Katharinchens Erzählung, daß er völlig unschuldig war. Du möchtest mich nur zurückhalten. Du könntest eher den Mühlbach drunten aufhalten, als mich. Du könntest eher ein Feuer auslöschen, wie jenen Miehlener Brand, als die Liebesglut in meinem Herzen, die durch all das schreiende Elend wieder neu angefacht ist. Ich muss. Und du musst auch. Gott will es.“ —

Obwohl die Pfarrfrau viel nüchterner dachte über den Erfolg dieser Reise, gab sie doch dem heißen Wunsche ihres Mannes nach, aber sie entschied, dass erst am nächstfolgenden Tage die Tour unternommen werden sollte. Der kaum genesene, alte Herr hatte Erholung nötig. Durch übergroße Anstrengungen war ein Rückfall zu gewärtigen.

Mit dem Dreschen, des schon von den Soldaten ausgedroschenen Strohs wurde fortgefahren, indessen nur im Ganzen drei Simmer erlöst, wovon Plebanus den Kranken im Flecken die Hälfte schenkte. David

konnte es dabei nicht unterlassen, öfters zum Laden hinaus zu sehen, ob nicht das Getöse der Dreschflegel den Feind herbeilockte. Es ward jedoch die ganzen Tage nichts wahrgenommen mit Ausnahme einiger Reiter bei Hunzel und Pohl, die es aber verschmähten herunterzukommen ins Tal. Wahrscheinlich kannten sie bereits den ausgebrannten und verlassenen Ort.

Es wollte fast dem Eifer des alten Plebanus zu lange währen, einen ganzen Tag müßig zu liegen. Er weckte darum den nächsten Morgen seine Frau schon, als kaum ein Dämmerchein im Osten sich zeigte und die Sterne zu erbleichen anfangen. Die rüstige Pfarrerin war indessen durchaus nicht böse darüber. Sie hatten so den ganzen Tag vor sich und konnten sich Zeit nehmen. Denn es war schon ein ziemlich weiter und beschwerlicher Marsch für den alten Mann, indem das äußerst tiefe und abschüssige Jammertal überschritten werden musste. Allein sie hatte sich in dem Allen verrechnet. Er schritt dahin wie ein Jüngling in der frischen, klaren Morgenluft. Sein Feuereifer machte ihn unermüdlich. Da viele bedeutende Waldungen sich dort hinziehen, vermochten sie, fast immer im Walde zu bleiben und die Ortschaften gänzlich zu vermeiden. David, den sie mitgenommen hatten, war ortskundig. Und so gelangten sie kurz vor elf Uhr Vormittags wohlbehalten in Diez an.

Dem Pfarrer Plebanus hatte schon fortwährend, seitdem sie nach Diez unterwegs waren, die Frage, ob der junge Naurath glücklich heimgekommen und ob sein Vater wieder aus der Gefangenschaft befreit sei, auf seinem wohlwollenden Herzen gebrannt. Er hatte auch verschiedene günstige Vermutungen darüber aufgestellt. Aber seine Frau setzte ihm ein standhaftes Schweigen entgegen. Jetzt, wo sie in Diez angekommen und in eine Herberge eingekehrt waren, um sich ein wenig von der angestrengten Fußreise zu erholen, war es das Erste, was der Pfarrer tat, dass er den Wirt nach der Familie Naurath fragte: „Wenn Ehrwürden mit den Nauraths bekannt seid“ antwortete der für die magere Zeit recht behäbige Wirth, „dann hättet ihr es kaum besser treffen können. „Unsere gnädige Gräfin gibt heute der Heimkehr unseres verehrten Herrn Oberamtmannes zu Ehren ein großes Bankett, wozu auch der Herr Sohn, Philipp, der jetzt wohl bestellter Fähnrich ist in dem tapferen Dragonerregiment Grafen Ludwig Heinrichs von Nassau Dillenburg, nebst vielen anderen Herren Offizieren aus dem nämlichen Regiments sich eingefunden haben. Sobald der Herr Oberamtmann Eure Ankunft erfährt, werdet ihr sicherlich noch zur Tafel gezogen werden.“ —

Die Nachricht, daß der junge Naurath Offizier geworden sei, war ein starker Dämpfer für die Freude des Plebanus über seine und seines Vaters Rettung.

Doch wurde sein Gedankengang plötzlich unterbrochen durch den Eintritt des Junker Köthen

von Wanscheid. Plebanus hatte diesen Mann, der Hofmeister bei der Landgräfin Elisabeth in Butzbach war, schon öfters bei seinem Sohne gesehen und gesprochen und freute sich, ihn gerade jetzt hier zu treffen. Denn er dachte, seine Fürsprache zu benutzen, um baldigst Zutritt zu der Gräfin zu erlangen.

Der Hofmeister glaubte nun zwar nicht, dass der Pfarrer heute, wegen der Festlichkeit zugelassen würde, allein er versprach, das Seinige zu tun schon um der Freundschaft willen mit seinem Sohne. Und in der Tat schien der Junker seinem Versprechen nicht untreu geworden zu sein. Denn es währte nicht allzu lange, da kam ein gräflicher Diener vom Schloss mit dem Auftrag, den Pfarrer Plebanus zur Tafel einzuladen.

Kaum hatte sich der gräfliche Diener entfernt, als die Pfarrfrau rief: „Ach Gott, du darfst nicht hin, Jacob, mit deinem alten, abgeschabten, geflickten Rocke. Ich schäme mich zu Tode, wenn ich nur daran dächte, wie du mit deinem Lumpen mitten unter all dem Prunke und Galla da säßest.“ „Ich gehe allerdings hin, Anna Maria und nicht etwa wegen den Freuden des Mahles, sondern, weil sich vielleicht dort eine Gelegenheit findet, der Gräfin zu Herzen zu reden. Um das Kleid kümmere dich nicht. Ich brauche mich desselben nicht zu schämen. Eher müssen sich die schämen, welche die furchtbare Not der Zeit so zu übersehen vermögen, dass sie sich in kostbare Prunkgewänder hüllen.“

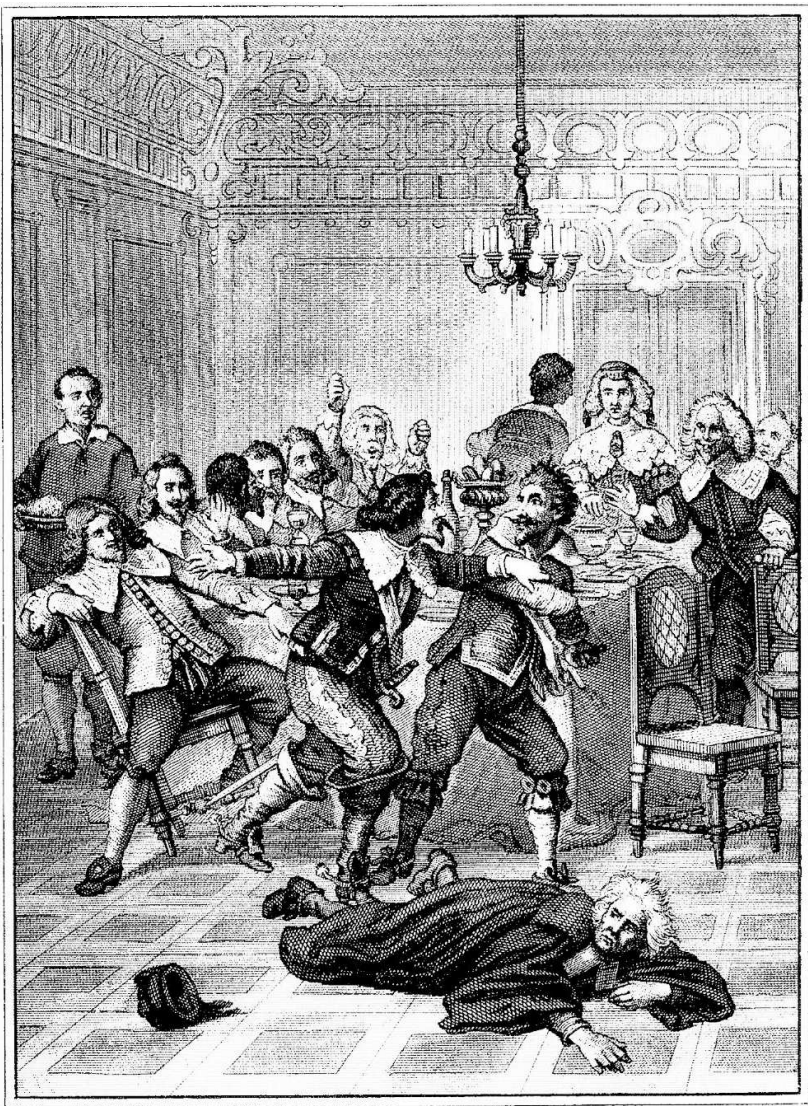
Aber die Pfarrerin sah doch noch alle Näthe nach, wo sie den durch das Schleifen der Pferde zerrissenen Rock geflickt hatte, ob man es nicht gar zu arg sähe und bürstete an ihrem Eheherrn herum, bis er vor der Türe war. Als Plebanus in den Festsaal trat, ging es dort schon hoch her. Es war ein wüster Lärm, der durch den weiten Raum hin brauste. Die edlen Weine hatten bereits ihre Schuldigkeit getan. Aber noch immer schleppten die Diener neue Speisen und Getränke zu, obgleich sich die Tafel fast unter ihrem Gewichte bog. Da waren die gewürzigsten Wildbretbraten, kostbar zubereitete Kalbsköpfe neben den feinsten französischen Potagen und den stark gepfefferten, spanischen Ollapotrieden. Da floss der feinste Hochheimer und Bacharacher und Burgunder. Besonders viel wurde von diesen Getränken gebraucht, wo die Offiziere saßen. Dort saß auch der junge Fähnrich Philipp Naurath. Er wurde aber leichenblaß, als er plötzlich beim Aufschauen den alten Pfarrer Plebanus gewahrte, Dieser hatte ihn nicht bemerkt. Er war bescheiden an seinen Platz gegangen und saß dort still und ruhig. Er aß auch nur wenig, etwas Brod und Wein, das war Alles. Es schien ordentlich, als wenn die immer lauter werdende Fröhlichkeit ihn niederdrückte.

Die Gräfin war vielleicht die Erste, welche auf den stillen, bleichen Gast aufmerksam wurde. Sie war eine große, starke, fast männliche Frau. In die herrlichsten Prachtgewänder gekleidet und mit blitzenden Juwelen geschmückt, saß sie majestätisch an der Spitze der

Tafel. Sie liebte den Prunk und den Ruhm. Da aber die Zeit nicht angetan war zu großen Prunkentfaltungen, suchte sie sich durch Freigebigkeit und Herablassung einen Namen zu machen. Eine gewisse Gerechtigkeit und Hochherzigkeit war ihr dabei nicht abzusprechen. Am liebsten glänzte sie aber in Gesellschaften durch ihre Gelehrsamkeit, die auch wirklich nicht geringe war.

So redete sie jetzt den Pfarrer Plebanus in lateinischer Sprache an, warum er nicht esse und trinke und fröhlich sei, ob ihn irgend Krankheit oder ein geheimer Kummer drücke. Sie liebe solche Gäste an ihrer Tafel nicht. Plebanus antwortete ihr wieder in fließendem Latein, daß er ihr die Wahrheit nicht zu sagen wage, weil er fürchte, sie zu beleidigen. Worauf sie ihm rasch entgegnete, er solle nur herausrücken. Sie könne schon einen Puff vertragen. Solches lerne man in den langen Kriegen.

Da hatte denn Plebanus gemeint, daß er solche Pracht und Herrlichkeit, wie sie hier entfaltet würde, für eine schwere, unverantwortliche Sünde erachte, wenn er an das furchtbare Elend und den Jammer denke, der zur Zeit in der Welt herrsche. Hier würden die kostbarsten Gottesgaben verschwendet und vergeudet, während draußen Tausende vor Hunger und Entbehrung zu Grunde gingen. Hier würde der Wein wahrhaft viehisch genossen, während er gestern kaum genug gehabt hätte, um etlichen Halbverhungerten das heilige Abendmahl zu reichen. Die



Gräfin solle es ihm nicht übel deuten, wenn er bei solchen Gedanken nicht fröhlich sein könne, wenn er an der allgemeinen Versündigung nicht Anteil nehme. Die Gräfin ward ob dieser Rede hochrot im Gesicht vor Zorn. Sie rief jetzt in derbem Deutsch: „Ihr sprechet zwar ein gutes Latein, aber ihr seid ein Grobian, Herr Pfarrer von Miehlen. Doch ich bin nicht gewöhnt, mir an meiner eigenen Tafel solche Dinge sagen zu lassen. Darüber kann höchstens mein Hofprediger in der Kirche predigen. Wenn es Euch darum an meinem Tische nicht behagt, so möget ihr weiter wandern.“

In Folge der scharfen, lauten Rede der Gräfin waren alle Blicke auf den ärmlich gekleideten Greis gerichtet, der sich jetzt langsam erhob, um fortzugehen. Frecher Spott und höhnisches Gelächter umtönte ihn. Und als er dahin ging, stellte ihm einer der Offiziere ein Bein, daß er nach seiner ganzen Körperlänge auf den Boden hinstürzte. Ein brausendes Gelächter erscholl durch den Saal. Allein kaum hatte der Offizier diese heimtückische Tat Vollbracht, als eine gewaltige Ohrfeige auf seiner Wange brannte, daß er unter den Tisch polterte.

Das war der junge Philipp Naurath gewesen, der jetzt über den Tisch hinsprang, um den gefallenen Greis aufzuheben.

Er hätte ihn auch noch heimbegleitet, aber sein Vater riß ihn an dem Arm, um ihn bei Seite zu schaffen, weil er wegen der raschen Tat seines Sohnes Unheil fürchtete.

Aber es war schon zu spät. Der geschlagene Offizier kam schon schäumend vor Wut mit blankem Degen dahergerannt und ehe es Jemand verhüten konnte, hatte er denselben dem jungen Philipp in die Brust gestoßen, dass dieser leblos zusammenstürzte. —

Plebanus sagte nichts zu seiner Frau, als er heimkam, wie die Psalmenworte: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen," und drängte, so schnell als möglich die Stadt zu verlassen.

David hatte vielleicht den größten Vorteil von der ganzen Reise gehabt. Denn er hatte, da er den Pfarrer ins Schloss begleitete, eine solche Speisung in der Küche erhalten, dass sich noch im höchsten Alter jedesmal sein Gesicht verklärte, wenn er von derselben erzählte und die einzelnen Gerichte hernannte.

V.

Zwei Stunden von Wiesbaden nördlich dem Gebirge zu, liegt in einer der rauhesten und unwirtlichsten Gegenden des ganzen Taunus das Städtchen Wehen. Jetzt liegt es offen da, dass Wetter und Wind von den nahen Höhen ungestört durch seine Gassen brausen mögen. Vormalis aber war es mit einer dicken Mauer und breitem Graben eingeschlossen, wovon sich noch Spuren zeigen am südlichen Ende

des Ortes. Vor Allem jedoch erhob sich dort ein stattliches Schloss, das noch um das Jahr 1630 gänzlich erneuert worden war.

Nassauische Grafen hatten dort für ihre Gemahlinnen den Wittwensitz bestimmt.

Ich weiß nicht, was sie dazu bewog, ob der Name des Städtchens, weil das Leben solcher verlassenen Wittwen doch nur voll bitteren Leides und Wehes wäre, oder weil sie vermeinten, die rauhe, einsame Lage harmoniere am besten mit der Wittwenstimmung. Jedenfalls hatten sie einen Grund dazu, denn sie besaßen viel mildere und lieblichere Plätze in ihren Landen.

Zur Zeit unserer Geschichte hatte die verwittwete Gräfin Elisabeth von Nassau Weilburg, eine geborene Landgräfin von Hessen, ihren Sitz allda eingenommen. Weil sie aber in den argen Kriegslasten sich nicht sicher dort fühlte, zuletzt auch manche Gefahren ausgestanden hatte, war sie nach Butzbach übergesiedelt sammt ihrem Hofe, wobei sich auch der Sohn des Plebanus, der Amtskeller oder Rentmeister Philipp Jacob Plebanus befand. Die Gräfin war milden Herzens und hätte dem Pfarrer Plebanus, der nunmehr mit Weib und Kind nach Butzbach zu seinem Sohne gezogen war, auf seine Bitten für die abgebrannten und gefangenen Miehler Unterstüzung und Geld gewährt. Allein Geld war gerade der Artikel, den sie selbst am wenigsten besaß. Doch sonst kam sie den Wünschen des in seinem Liebesseifer so unermüdlichen Greises nach. Er hatte

die Ruhe in Butzbach schon herzlich satt. Und so übergab sie ihm die beiden verwaisten Pfarreien Wehen und Bleidenstadt, damit er daselbst, während seiner Flucht von Miehlen, als Geistlicher und Seelsorger wirken möge.

Zugleich machte sie einen Vetter des Plebanus, den früheren Husaren-Wachtmeister Völker zum Kommandanten und Oberschultheisen des Wehener Grundes. Er sollte die nach allen Seiten zerstreuten Bewohner wieder in ihren Wittwensitz sammeln und ihnen hinter den Mauern durch seine Kriegserfahrenheit einigen Schutz gewähren.

Beide, Pfarrer und Oberschultheis durften ihre Wohnung in dem Schloss zu Wehen nehmen. — Dort in den gräflichen Mauern wollen wir denn Plebanus nebst seiner Hausfrau Anna Maria und seinem Töchterlein Katharinchen wieder aufsuchen, den David nicht zu vergessen, der die flüchtige Pfarrfamilie auf allen ihren Kreuz- und Querzügen mit seinem stets hungrigen Magen begleitete. Sie wohnten stattlicher, wie in Miehlen. Besonders wohl gefiel der Pfarrerin der große, herrliche Schlossgarten. Aber, als ihr jeden Winter durch den Frost der Spinat abging und schon im September die Bohnen erfroren, seufzte sie jedes mal: „Es gibt nur ein Miehlen.“ Auch der alte Pfarrer fühlte sich nicht recht heimisch. Ein alter Baum verpflanzt sich nicht mehr gut. Er konnte trotz aller christlichen Bruderliebe nicht wieder in gleicher Weise, wie in

Miehlen ein Herz und eine Seele werden mit der Gemeinde. Die Leute, ihre Verhältnisse und ihre Anschauungen, waren ihm fremd und überhaupt die Gemüther durch den Druck der Zeit unzugänglich und verhärtet.

Auch lastete der Gedanke, dass immer noch nichts für Miehlen geschehen sei, wie ein schwerer Alp auf seiner Seele. Und wenn er nicht ein so unbedingtes Gottvertrauen gehabt hätte, wäre ihm alle Freudigkeit und Lust zur Arbeit in seinem Berufe vergangen. An Arbeit fehlte es ihm freilich nicht. Er hatte selbst bald nach seiner Ankunft in Wehen den einzigen Pfarrer, der noch in weiten Umgegenden war, den Pfarrer Georg Pistorius von Strinz Margarethä beerdigen müssen, bei dessen Leichenbegängnis es jämmerlich genug herging.

Es konnten kaum so viele Männer aus dem Grunde zusammengebracht werden, dass sie das Grab machten und ihren toten Pfarrer die wenigen Schritte vom Pfarrhaus in die Kirche und zu seinem Grabe trugen. Und Plebanus selbst kam nur mit knapper Not von einem umherstreifenden Soldatenhaufen ungeplündert heim. Er wurde aber nun für die weiten, ihn umgebenden Strecken der Prediger und Seelsorger. Bis nach seinem altem Kirchspiel hin dehnte sich seine Wirksamkeit. Trotz seiner Gebrechlichkeit und trotz den überall drohenden Gefahren zog er, wie die in manchen Gegenden üblichen Wanderpfarrer, von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, Trost und Segen spendend.

Es fehlte auch nicht an Not und Elend, wo er sein stets zur Hilfe bereites Herz zeigen konnte. Sie waren wo möglich noch gewachsen. Denn zu den Plünderungen, Steuern und Erpressungen, waren noch einige Missernten gekommen. Es starben wieder viele Leute Hungers. Und die wohlhabensten Leute schämten sich nicht, im Pfarrhause zu betteln und waren froh, wenn sie ein Schnittchen Brod und einen Apfel bekamen, baten sogar öfters, dass sie die Äpfelschalen, die am Ofen lagen, sich aufheben und essen dürften. Seit Menschengedenken war nicht solche Teuerung und Hungersnot erlebt worden. Aber der wackere Pfarrer Plebanus hungerte und darbte mit. Was er übrig hatte und auch nicht übrig hatte, bekamen die Armen.

So war der Sommer 1637 herangekommen. Das Korn stand wunderschön in den Ehren. Alle Obstbäume bis zu den niedrigsten Stämmchen hatten reich geladen. Die Aussichten und die hellen, warmen Tage gaben neuen Lebensmut und halfen über den bestehenden Mangel hinweg. Man vermochte auch schon manche Not durch die üppig prangenden, jungen Gemüse zuzudecken.

Zumal, wenn man seinen Garten so gut bestellt hatte, wie die Pfarrfrau und ihr rüstig arbeitendes Töchterlein. Beide konnte man aber auch fast den ganzen Tag dort finden. — Selbst jetzt, wo wir sie aufsuchen wollen, obwohl die Dämmerung schon stark hereinbrach, waren sie noch beschäftigt. Der Pfarrer dagegen saß oben über einer Leichenrede. — Der

junge, kräftige Schultheiß war plötzlich gestorben, ein doppelt schwerer Verlust für die Hinterlassenen in solcher schweren Zeit. Da klopfte es an die Stubentüre und auf das Herein des Pfarrers trat ein vornehm gekleideter etwas bleicher junger Mann herein. Der Fremde wartete darauf, dass ihn Plebanus erkennen sollte. Aber es war vergebens. Der Pfarrer betrachtete ihn zu wiederholten Malen, ohne sich seiner zu entsinnen. „Ich bin der Philipp Naurath von Diez, den ihr in eurer großen Herzensgüte einmal mit großer Gefahr und Aufopferung in Miehlen übernachtet habt.“

Der Pfarrer hätte beinahe laut aufgeschrien vor Überraschung. „Was? Der Philipp Naurath von Diez? — Nun willkommen in meinem Hause.“ Er bot dem jungen Manne die Hand. Aber dieser nahm sie nicht an. „Habt ihr, Herr Pfarrer, auch wohl überlegt, was ihr tut, daß ihr mich willkommen heißt. Es steht noch Etwas zwischen uns, was uns trennt und was mich schon Jahre lang abgehalten hat, zu euch zu kommen.“

„Ich weiß nicht, auf was ihr anspielt“ erwiderte der Pfarrer. „Ihr wäret allerdings ein trotziger, aufbrausender Jüngling, ihr habt auch meinen Rat nicht gefolgt und seid dennoch Soldat geworden. Aber das sind ja keine Dinge, die uns trennen könnten, das lässt sich ja Alles wieder gut machen. Es war damals schon Etwas Edleres in euch, was mein Wohlgefallen und meine Teilnahme erweckte, und wenn ich mich nicht ganz täusche, so

sagt mir euer Blick und euer Wesen, daß dieser edle Keim zum Durchbruch gekommen ist." „Ja ich bin ein anderer Mensch geworden", sagte Philipp Naurath, „eure Worte, eure Handlungsweise, ein langes schmerzliches Krankenlager, Gewissensbisse und neuerdings der Tod meines Vaters, der auf der Flucht vor den Kaiserlichen in Dillenburg, gestorben ist, haben meinen Trotz gebrochen. Ich glaube, dass unsere Anschauungen und Gesinnungen heutzutage besser übereinstimmen, als vormals. Das müßte uns also nur inniger verbinden. Aber. — „..... fuhr er stockend fort, „ihr wollet, scheint es, absichtlich nicht die Rede darauf bringen, was uns trennt, ewig trennen muß, so unglücklich ich auch darüber bin."

In diesem Augenblick ging die Türe auf und die Pfarrfrau und Katharinchen traten herein, überrascht von der Anwesenheit des Fremden.

Aber Naurath starrte das schon zu einer kräftigen Jungfrau heranblühende Katharinchen an, als wenn er den Geist eines längst verstorbenen Toten fähe.

„Herr Pfarrer, hattet ihr denn mehr wie eine Tochter" ? wandte er sich an Plebanus.

„Gewiß hatte ich deren mehrere, aber diese sind längst an der Pest gestorben. Nur unser Jüngstes, unser Augapfel, unser Herzblättchen, das Katharinchen ist uns geblieben."

„Was? Katharinchen!" schrie der Fremde. „So war sie nicht tot?" schluchzte er. Ein heißer Tränenstrom stürzte aus seinen Augen. Er musste den

Arm, um den Hals des greisen Plebanus schlingen, so gewaltig war seine Erregung.

Jetzt kam aber auch dem Pfarrer eine Ahnung, von welcher Trennung und Scheidewand der junge Naurath gesprochen hatte. Mit raschen Worten erklärte er ihm nun, dass sie nur ohnmächtig gewesen und zwar mehr in Folge des Schreckens, als des Hundebisses. Die Wunde sei überdies in kurzer Zeit geheilt und er hätte wirklich nicht mehr daran gedacht.

Durch diese Rede ihres Mannes ging denn auch der Pfarrfrau und ihrer Tochter ein Licht auf, wer der Fremde sei und warum er sich beim Anblick Katharinchens so sonderbar benommen hatte.

Wir müssen es übrigens der gestrengen Hausfrau zugestehen, dass, als sie merkte, wie sehr sich der Philipp den vermeintlichen Tod ihres Lieblings zu Herzen genommen hatte, auf einmal aller Groll, den sie vielleicht noch gegen ihn hegte, bei ihr verschwunden war.

Das Katharinchen aber weinte fast laut in dem Gedanken, was der arme Mensch gelitten haben musste, indem er sich so lange Zeit für ihren Mörder hielt, da sie doch frisch und gesund gewesen war.

Die Pfarrfrau war die Erste, die wieder das zunächst Vorliegende bedachte, nämlich das Abendessen. Ihr Gast war gewiss hungrig. Sie wechselte deshalb ein paar freundliche Worte mit demselben und ging darauf mit ihrer Tochter in die

Küche. „Jetzt fühle ich mich seit Jahren zum ersten Mal wieder wohl und leicht," begann der Naurath, als sie allein waren. „Ich kann Euch gar nicht sagen, wie es mir war und wie es mir jetzt ist. Anfangs drückte mich der Gedanke nicht zu sehr. Man nimmts nicht so genau in unserer Zeit, wo die Menschenleben spott wohlfeil sind und der Mord etwas alltägliches ist. Dann erfüllten mich auch wilde Rachepläne gegen den Karpe, dem ich allein alle Schuld beimaß. Es war ein reines Wunder, dass ich damals in Miehlen demselben entging. Von einem Hügel aus sah ich, wie er nach allen Richtungen seine Reiterhaufen zu meiner Verfolgung aussandte. Allein nach meiner Seite zu kam niemand. Man vermutete wohl nicht, dass ich dahinaus mich wenden würde. Ich hatte nämlich meinen Weg direkt der Lahn zu genommen, fuhr bei Obernhof über und ging dann auf dem andern Ufer der Lahn nach Diez.

Dort wurde ich nicht besonders günstig empfangen. Die Gräfin schmerzte der Verlust des Geldes sehr. Sie glaubte, ich hätte mich ungeschickt benommen. Auch war die Tage ein Schreiben vom General Mansfeld eingelaufen, worin bereits die Auslieferung meines Vaters zugesagt wurde.

Ich erhielt darum von unserer Fürstin recht gerne die Erlaubniß, in das Reiterregiment des Grafen Ludwig Heinrich von Dillenburg einzutreten.

An Eure herzlichen Worte und Erinnerungen dachte ich nicht. Der Gedanke an Rache hatte mich

ganz eingenommen. Auf die eine oder andere Weise musste ich so mit dem Karpe zusammenstoßen und dann ihm Alles heimzahlen. Aber es kam ganz Anders. Graf Ludwig Heinrich verließ plötzlich die Sache der Schweden, nahm den Prager Frieden an und trat in kaiserliche Kriegsdienste. Statt also dem Karpe feindlich gegenüber zu stehen, gehörte ich selbst jetzt zu den kaiserlichen Truppen. Außerdem hatte doch Eure Rede einen solchen Eindruck auf mich gemacht, dass mir das ewige Fluchen, Lästern, Spielen und Saufen im Lager und das Rauben, Morden, Sengen und Brennen auf dem Marsche einen wahren Widerwillen einflößte.

In dieser Stimmung kam ich zu dem Gastmahl, das die Gräfin meinem Vater zu Ehren gab.

Dort sah ich Euch, als Ihr in den Saal tratet. Euer unvermuteter Anblick erschütterte mich auf das Tiefste. Alles fiel mir ein, was zwischen uns vorgegangen war. Da hörte ich plötzlich Eure Worte. Ich fühlte, wie gerecht sie waren und bewunderte Euren Mut. Um so mehr ergrimmte ich über die Gräfin und über die Spötter. Aber als jener heimtückische Bube Euch ein Bein stellte, da vermochte ich mich nicht mehr zu halten. Ich versetzte ihm eine tüchtige Ohrfeige und sprang herbei, euch aufzuheben. Ich hätte Euch auch heimbegleitet und damals wäre schon Alles zwischen uns ins Reine gekommen, wenn mir jener Geohrfeigte nicht hinterlistig den Degen in die Brust gestoßen hätte. Ich

wurde als todt heimgetragen.

Zum Glück war der Stoß an einer Rippe abgeglitten. Ich wäre sonst verloren gewesen. Ich habe übrigens lange Zeit gelegen und noch lange gekränkelt, bis ich wieder ganz genesen war.

Dort aber auf dem langen Krankenlager haben mich viel mehr, als meine Wunden, die nicht ruhenden Gedanken an Euer Kind und Eure Schmerzen und Eure Trauer, die ich Euch nach meiner Meinung bereitet hatte, gequält.

Eure Worte von jenem Abend sind mir wie Zentnersteine auf das Herz gefallen. Ich fing auf einmal an, Euch zu begreifen und zu verstehen und wusste nicht, wie man Anders denken könnte.

„Die Bibel war mein liebstes Buch.“ „Um Gottes Willen,“ unterbrach ihn hier der Alte. „Von Allem dem habe ich kein Wörtlein gewusst. Reicht mir die Hand her, junger Freund, dass ich sie drücke! — Du hast also am Rande des Todes geschwebt und so viel, so viel gelitten. Man sieht es Dir jetzt noch an, Du armer, lieber Mensch. Und Alles meinetwillen.“

„Ach schweigt doch davon! Seid Ihr doch selbst um meinetwillen im Hofe geschleift worden. Ich hatte ja selbst den größten Gewinn von meinem Leiden.“

„Ja Du bist anders geworden, Philipp,“ sagte der Greis. „Wie bist Du mir so lieb, so teuer geworden, so lieb, so teuer, wie mein Sohn.“ Es rann ihm eine Träne der Freude durch das gefurchte Angesicht.

„Ja Ihr seid mein Vater und fast noch mehr, wie mein leiblicher Vater. Ihr seid es für meinen Geist und mein Herz geworden.“ Auch ihm standen die Tränen der Rührung in den Augen.

Sie feierten seelige Augenblicke, der junge und der alte Freund.

Es war dunkel geworden in der Stube und die beiden Frauenzimmer traten jetzt mit Licht und Nachtessen herein. Für den Abend war eigentlich nur Kopfsalat und ein Stück Brot bestimmt gewesen. Des Gastes wegen wurden nun noch einige Eierkuchen gebacken. Es war das für die damalige Notzeit ein leckeres Mahl. Aber die Würde der Hausfrau gebot doch der Pfarrerin, einige Entschuldigungen hervorzubringen.

Allein dieselben wurden vielleicht nie so nutzlos angebracht, als diesen Abend bei dem jungen Naurath. Er wusste in der Tat kaum, was er aß. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so wahrhaft glücklich gefühlt, als heute in dieser Familie. Er schaute bald den alten Pfarrherrn, bald die Frau an. Besonders oft sah er nach dem errötenden Katharinen. Aber einmal, als er wieder so hinblickte, mussten ihm seltsame Gedanken kommen. Denn er errötete und die Augen niederschlagend aß er mit einem Eifer, als wenn er Alles allein essen wollte.

Plötzlich aber legte er Messer und Gabel hin. „Ach ich Träumer!“ sagte er. „Ich hätte fast die Hauptsache vergessen, weshalb ich hergekommen bin. Ich hatte es eigentlich bloß gewagt, hier einzutreten, weil ich Euch von einer großen Gefahr retten wollte. Es droht dieser Gegend eine Plünderung. Johann von Werth, nachdem er die Schlösser am Rhein und der Lahn bezwungen und auch jetzt die Festung Ehrenbreitstein zu Fall gebracht, ist beauftragt, den trotzigen Schotten Ramsay, der ihnen schon Jahre lang in der Festung Hanau zu schaffen, macht, einzuschließen und zur Übergabe zu zwingen.

Er wird deswegen mit seinen wilden Horden in den ersten Tagen hier durchkommen. Ein Teil zwar seines Heeres geht über Montabaur, Limburg und den goldenen Grund nach Frankfurt. Er selbst aber zieht mit dem Haupttheile seiner Truppen die Straße Ems, Nassau, Holzhausen, Schwalbach, Wehen, Wiesbaden.“

Die damaligen Heerführer, die nur noch den Krieg um des Krieges willen führten, um der Beute, um des Ruhmes und um der tollen Abenteuer willen, hatten längst alle Zucht und Ordnung unter ihren Truppen, aufgegeben.

Zu den Zügellosesten aber vielleicht unter allen damaligen Soldaten gehörten die Schaaren des Johann von Werth.

Es war darum gewiß kein Wunder, dass die beiden Frauen auf den Bericht des jungen Naurath hin erbleichten.

„Als ich diese Nachrichten erhielt," fuhr dieser in seiner Erzählung fort „dachte ich an Doppeltes, einmal, dass die Mauern von Wehen Euch keinen Schutz gewähren würden und dann, dass die Gräfin Sophie Hedwig schon längst jenen Zornausbruch gegen Euch, lieber Herr Pfarrer, ernstlich bereut und sie bereits auf eine Gelegenheit gesonnen hatte, die Geschichte wieder einigermaßen gut zu machen.

Ich ging darum zu ihr. Sie lässt Euch nun durch mich für die erste Zeit ein Asyl in ihrem Ländchen anbieten und verspricht Euch nach Kräften zur Aufbauung von Miehlen und zur Sammlung Eurer geliebten Gemeinde behilflich zu sein."

Dem alten Pfarrherrn fuhr ein Freudenstrahl über das Gesicht.

„Ich merke immer mehr, welch ein herrlicher Mensch du bist, Philipp," sagte er. Aber dieser wollte, schien es, nicht weiter gelobt sein, denn er unterbrach den Alten: „Da ich den Tag des Aufbruchs nicht kenne und man nicht weiß, wie lange die Wege offen sind, wäre es vielleicht gut, wenn heute Nacht noch Anstalten zur Flucht gemacht würden."

„Das geht nicht," erwiderte mit Entschiedenheit Plebanus. „Zunächst habe ich Morgen früh eine Beerdigung. Und der Beruf geht vor Alles und dann muss noch so viel, wie möglich, die ganze Umgegend von dem herannahenden Ueberfall in Kenntniss gesetzt werden."

Der junge Naurath kannte schon so viel den Alten, dass er wusste, wie keine Macht der Erde ihn von der einmal erkannten Pflicht abbringen würde, aber er wagte doch die Bemerkung: „Noch wäre es Zeit, Morgen ist vielleicht zu spät. Der Karpe und solche Raubvögel fliegen schnell. Sie wissen, wenn Sie plötzlich hereinfahren, wie ein Blitz vom Himmel, dass sie dann stets die beste Beute finden.“

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als der alte Pfarrer Plebanus zur Beerdigung des Schultheisen Martin Klamm ging, so wonnig und so sonnig, so hell, frisch und erquickend, wie nur ein Sommermorgen zu sein vermag. An solchen Tagen kann die Trauer und Angst gar nicht so recht Platz greifen in der Menschen Gemüth. Man fühlt ordentlich in den warmen Sonnenstrahlen die warme Liebe Gottes. Und das uns umgebende üppige, prangende Leben und Licht dringt in unser Inneres als eine Gewissheit der Ewigkeit des Lebens und des Lichtes. Der alte Herr konnte gar nicht sofort heimgehen. Er machte noch einen Gang durch das Feld. Es war schon heißer geworden. Aber es kam ein frischer Windeshauch von der Wingsbacher Höhe, aus dem alten Eichenwald herunter, als wäre er extra bestellt, dem alten Mann die heiße Stirn zu fächeln und zu kühlen. Die vollen Aehren nickten geschäftig mit den Köpfchen, als wollten sie ihn grüßen und ihm sagen: „Siehe, wie der hungernden Menschheit eine neue Hoffnung blüht.“

Eine einsame Lerche jubilierte in der blauen, sonnigen Höhe. Dem Alten aber zogs auch jugendfrisch und hoffnungsfröhlich durch die Brust. Die warme Liebe und Verehrung des Jünglings hatte seinem alten, verwetternen Herzen so wohl getan. Die Aussicht aus Verwirklichung des heißesten Wunsches seiner Seele goss neues Leben in seine Adern. Die drohende Gefahr hatte er ganz vergessen. Er träumte von künftigen, schönen Tagen.

Und die Aehren nickten geschäftig mit ihren Köpfchen dazu und die Lerche sang ihr Jubellied in hoher Luft.

Da auf einmal kam eine schwarze Schaar Raben am Himmel hergezogen und setzten sich an hundert Stück auf die letzte Eiche auf der Wingsbacher Höhe, von wo sie ihr krächzendes, unangenehmes Geschrei ertönen ließen. Heftig erschrocken und mit verstörtem Gesicht wandte sich Plebanus nach ihnen um. „Was wollt ihr, ihr Unglücksvögel?“ rief er laut. „Wollt ihr schon den Heereszug anmelden?“ „O ihr habt Recht,“ sagte er in bitterer Weise, „dass ihr euch so fest mit dem Soldatenvolk zusammenhaltet. Es sind eure besten Kameraden. Sie liefern auch immer Nahrung und was für Mahlzeiten: Menschenfleisch — Menschenfleisch. —

Wie viel mag Mancher von euch schon gefressen haben?“

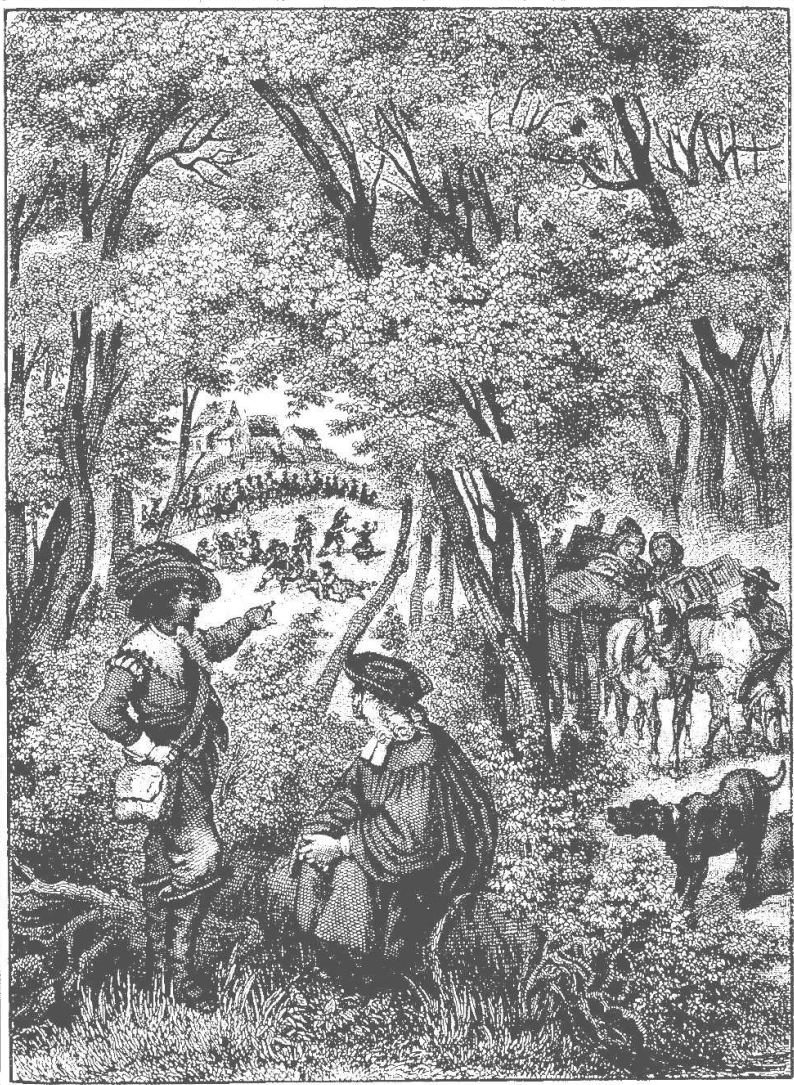
Einmal aus seinen lieblichen Träumereien aufgeweckt und an den bevorstehenden Überfall erinnert, gab er seinen Spaziergang auf und eilte mit

großen Schritten dem Städtchen zu. Aber er war noch nicht an den untersten Weiher gekommen, als er, sich ulmblickend, fünf Reiter auf dem Hahner Weg spornstreichs auf Wehen zusprengen sieht. Rasch sprang er durch das offene Pförtlein am Tor und riegelte dasselbe hinter sich zu. Dann lief er an das Trauerhaus und rief den versammelten Trauerleuten ins Fenster hinein: „Sind fünf Reiter vor den Toren und brechen zur Oberpforten herein.“

Aber kaum war er auf dem Schlosse angekommen und hatte die Seinigen benachrichtigt, als auch schon die Fußgänger haufenweise herankamen. Zum Glück hatte seine vorsorgliche Hausfrau schon einen Karren mit dem Unentbehrlichsten gepackt. Dieser ward jetzt angespannt und mit David und den Frauen vorausgeschickt, während Plebanus und Naurath noch etwas verweilten, um wo möglich noch etliches zu verstecken.

Sie hätten beinahe zu lange gesäumt. Nur mit Mühe entkamen sie durch lauter gedeckte Wege, zuerst durch die Gärten, dann durchs Gebüsch, hierauf in den Schafhof und von da durch den Wald auf die Idsteiner Straße und von dort auf die Neuhofer Höhe in den Wald, wo sie mit den Ihrigen zusammentrafen.

Dort saßen sie nun den ganzen Tag ziemlich sicher und sahen, wie die Heermassen, Fußgänger und Reiter, auf dem Hahner Weg herkommend in Wehen aus und einritten und liefen. Die Soldaten hatten nicht viel in Wehen vorgefunden.



Einmal war nicht mehr viel da und dann hatten die Leute noch rechtzeitig ihr bisschen Habe geflüchtet. Nur die Trauergäste hatten in ihrer eiligen Flucht die für das Begräbnis angeschafften Vorräte an Wein, Butter, Brod und Käse im Stiche gelassen. Allein, was war das unter so viele! Aus Wut wurden die zurückgebliebenen Kranken misshandelt. Der Müllerin wurden die Kleider von: Leibe gerissen, die Barbiererin elendiglich geschlagen und ein kleiner Junge mit dem Ohr an die Tischplatte genagelt.

Das kaum halbreife Korn säbelten sie ab und fütterten es mit den Pferden. Andere kletterten auf die Bäume und schüttelten das Obst herunter. Noch Andere schnitten in den Betten die Pül und Kissen auf und ließen die Federn durch die Gassen fliegen.

Während sich so ein großer Teil die Zeit vertrieb, suchten die Meisten ihre Kurzweil auf dem weiten Schlossplatz. Dort hatte eine Marketenderin ihr Zelt aufgeschlagen und ein paar Sackpfeifer und Trommler machten Musik. Es war ein buntes, wildes Treiben, was sich hier bot, wie die gebräunten, nervigen Gestalten in ihren farbigen Trachten zum Teil auf ihren Mänteln auf der Erde lagerten und aus großen, zinnernen Kannen den Wein die Kehle hinunter gössen, die die dienstfertige Marketenderin mit ihren Dienern und Dienerinnen eiligst wieder zu füllen, bereit war. Einige erzählten in mit Flüchen gespickter Rede ihre jüngsten Abenteuer und Heldentaten. Andere horchten auf ein nagelneues Lied und

sangen im Chorus den Rundreim kräftig mit. Noch andere drehten sich mit lustigen Dirnen nach dem Ton der Sackpfeife in wildem Tanz umher. Den größten Raum nahmen aber die Spielenden ein mit ihren fast unzähligen Spieltischen. Von dort her drang auch der meiste Lärm und ertönten die wildesten Flüche. Wie schlugen die Fäuste donnernd auf den Tisch, wie erklangen gotteslästerliche Verwünschungen, wenn der Würfelwurf nicht nach Wunsch ausgefallen war, wie tobten die Leidenschaften wider einander, wie entstanden, bald hier, bald dort blutige Händel und Streit, wenn sich einer betrogen glaubte, obwohl an jedem Tische ein bezahlter Schiedsrichter stand und die Rumormeister und Profosen die strengsten Befehle hatten. Dort an den Spieltischen gingen oft in wenigen Minuten die den Bauern entpressten Summen dahin. — Erst die hereinbrechende Nacht machte dem Treiben ein Ende.

Allein drinnen im Schloss machte die Nacht selbst noch nicht Feierabend.

Da saßen in dem nämlichen Zimmer und an dem nämlichen Tische, wo den Abend vorher die fromme Pfarrfamilie mit ihrem Gast gesessen hatte, drei höhere Offiziere leidenschaftlich ins Spiel vertieft.

Der eine war ein riesig gebauter Mensch mit einem brutalen Gesicht. Der zweite hatte eine fast kleine Gestalt, eine spitze Nase und pfiffig glänzende Augen. Den dritten würden wir schon erkannt haben

an dem Behagen, mit dem er die gewonnenen Geldsummen einstrich und an seinem boshaft triumphierenden Blick. Es war Karpe. Der Große und der Karpe spielten eigentlich nur. Der Kleine machte mehr den Schiedsrichter, hielt jedoch augenscheinlich seinem riesigen Genossen bei. Der Karpe hatte wenig Freunde im Lager wegen seines schmutzigen Geizes und seines heimtückischen, verschlossenen Wesens.

Er war der gewinnende Teil und beutelte den Großen völlig aus, mit wahren Frohlocken den sich stets vermehrenden Goldhaufen betrachtend. Es handelte sich um einen bedeutenden Verlust und Gewinnst. Da schlug der Riese aus den Tisch, dass der Staub aus dem Getäfel aufwirbelte. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu, das ist noch nicht vorgekommen, den ganzen Mittag noch nicht einen einzigen „Pasch“ zu werfen.“ „Ich glaube doch,“ bemerkte der Kleine, „dass du ohne große Hexerei deine tausend Goldgulden verloren hast. Der Karpe hat einfach falsche Würfel.“ Auf diese Beschuldigung hin ward unser Rittmeister bleich wie der Tod und suchte die Würfel zu entfernen, Aber sein Spielgefährte entriss ihm einen und spaltete ihn mit seinem guten Schwerte. Da zeigte sich denn, dass er inwendig mit Blei gefüllt war.

„Die Klinge heraus, du Schuft,“ schrie der Riese, „denn du musst sterben.“ Aber der Karpe zitterte am ganzen Körper vor Furcht und sah sich um, ob er vielleicht zu entfliehen vermöchte. Jedoch sein Gegner drang immer lebhafter auf ihn ein.

„Verteidige dich, du Memme. Ist denn kein Tropfen Soldatenblut in dir?" Der Kleine wünschte nicht, dass die Geschichte ein blutiges Ende nehme, da sie immerhin böse Folgen haben konnte. Er rief deshalb seinem Freunde zu: die Hauptsache wäre, ihm das Geld abzunehmen. Hernach könne er ja noch immer mit ihm machen, was er wollte, ihn ohrfeigen oder zum Fenster hinauswerfen.

Der Große nahm aber diese Ratschläge, die ihn vom Morde ablenken sollten, wörtlich.

Er glich in seiner Wut einem gereizten Stier, der blindlings zurennt.

So riss er dem Karpe zuerst den Beutel aus der Hand, worin er seinen Schatz verborgen hatte und dann warf er ihn, so sehr sich auch der verzweifelte Verbrecher sträubte und festklammerte, kopfüber zum offenen Fenster hinunter.

Es war eine furchtbare Tiefe bis unten in den Schlossgraben. Kein Mensch konnte lebend dort ankommen. Es erklangen noch zwei grässliche Schreie herauf. Dann war Alles ruhig. Die Offiziere, die sich zum Fenster hinauslehnten, sahen nichts, als die warme, dunstige Sommernacht und hörten nichts, als das Zirpen der Heimchen und den melancholischen Unkenruf.

„Der hat genug für immer," unterbrach der Kleine die Stille, worauf sich Beide entfernten, um schlafen zu gehen.

Den andern Morgen, als die Trommel zum Abmarsch schlug, wurde wohl der Rittmeister

vermisst, allein es war seine Art, auf nächtliche Streifereien auszureiten. So vermutete man auch jetzt. So ritten seine Dragoner weiter nach Wiesbaden zu. „Er wird schon wieder kommen," dachte jeder. Niemand fragte mehr nach ihm. —

Plebanus hielt sich mit den Seinigen noch den ganzen folgenden Tag und Nacht in den Gebüsch versteckt, obwohl sie von ihrer Höhe aus zugesehen hatten, wie sich die Truppenmasse die Straße nach Wiesbaden wandte. Er tat aber sehr wohl daran, denn das eigentliche Gesindel des Heeres, „die Merodebrüder," wie man sie damals nannte, blieb zurück, um Nachlese zu halten, wie die Hyänen und Schackale kommen, wo ein Löwe oder Tiger gespeist hat, und sich um die armen Reste und Knochen streiten und beißen.

Plebanus erfuhr hernach, daß vier solcher Strolche mit langen Röhren ihm geradezu aufgelauert hätten. Sie seien, wie die Wölfe um den Schafstall, um das Schloss herum gestrichen und hätten einem armen, verschmachteten Jungen durch Versprechungen von Brot und Mehl zugesetzt, er solle ihnen sagen, wo ihr Pfarrer wäre. Und wenn dieser nicht im guten Glauben beteuert hätte, er wäre nach Wiesbaden, so wären sie wohl bis in das Gebüsch hinein gedrungen, um ein Lösegeld zu erpressen.

Den nächstfolgenden Tag jedoch wagte man sich wieder in den Ort. Die Pfarrfamilie wollte zwar

nicht dort bleiben, blieb ja doch für die erste Zeit vielleicht niemand dort. Was wollten die Leute in den leeren Häusern, wobei ihnen noch die Hoffnung auf die Ernte gänzlich vernichtet war. Sie mussten jetzt in der guten Jahreszeit suchen gehen, ob sie vielleicht in besseren Gegenden eine Unterkunft fänden, wenn sie es auch mit bekümmerten Herzen und tränenden Augen taten.

Die Pfarrersleute wünschten nur noch einmal zu sehen, ob das Soldatenvolk ihnen etwas Brauchbares zurückgelassen hätte und dann wollten sie sich ganz der Führung des jungen Naurath anvertrauen.

Aber sie hätten nicht nachzusehen brauchen. Die Betten waren ausgeräumt, Verstecke und Schubladen erbrochen und alle Möbel zerschlagen und zerstört. Die ärgsten Heiden hätten nicht schändlicher und grausamer zu wirtschaften vermocht. Während noch Plebanus an seinen zerstreuten Papieren und Büchern zusammensuchte, waren die Frauen in den Garten geeilt, um nach ihren Gemüsen zu sehen. Der junge Naurath, stand am Fenster und schaute den Raben zu, die tief unten um einen Obstbaum kreisten. Doch ihre Menge war ihm so auffallend, dass er den Pfarrer darauf aufmerksam machte.

„Es ist merkwürdig," sagte dieser. „Es möchten das vielleicht dieselben Raben sein, die mich vorgestern so sehr erschreckten, da sie den nahenden Heereszug kündend auf einem Eichbaum auf der Wingsbacher Höhe saßen."

Als er noch so redete, erscholl von unten ein lauter Schrei. Die beiden Männer eilten bestürzt hinunter.

„Dort oben in den Ästen des Birnbaumes hängt ein toter Soldat," sagte die Pfarrfrau zu den Herbeieilenden. Der junge Naurath war schnell wie der Blitz hinaufgeklettert. Nach einer Weile kam er blass wie der Tod wieder herunter.

„Es ist der Rittmeister Karpe," sagte er mit leiser Stimme, aber Alle hatten ihn verstanden.

„Wie er dorthin gekommen ist, weiß ich nicht zu begreifen. Er müßte denn zu Eurem Wohnzimmer hinaus gesprungen sein. Sein Körper hängt an einem abgebrochenen Ast, der ihn vorn auf der Brust getroffen hat." „Es ist Gottes Gericht," sagte der alte Pfarrer in feierlichem Tone und Alle falteten unwillkürlich die Hände.

VI.

Als David und noch ein Nachbarsmann, den er sich zur Hilfe herbeigerufen, im Begriff waren, den Leichnam des Karpe in eine Grube einzuscharren, meinte David: Es sei doch schade um diese saubere Montur, wenn dieselbe mit dem Leichnam verwese.

Sein Gehilfe hatte schon im Stillen dieselbe Ansicht gehabt. Und so machten sie sich daran, ein Stück Kleidung nach dem Andern von dem Körper

des Rittmeisters abzulösen. „Der war aber gut auf der Brust verpanzert," sagte, dort etwas Hartes fühlend, der Wehener Mann. Sie fanden jedoch keinen Panzer, sondern einen Gurt schwer mit Gold gefüllt, den der vorsichtige Geizhals auf der bloßen Haut getragen hatte. David wollte den Fund als gute Beute erklären, aber der Wehener Mann begehrte auch seinen Teil. Und so bekam David einen Anfall von Redlichkeit und erklärte, dass seinem Herrn die Entscheidung darüber zustünde.

Als David mit dem Geldgurte, in welchem er die Goldstücke klingen ließ, in das Zimmer trat, rief der junge Naurath erstaunt. „Das ist ja mein Geldbeutel und mein Geld. Wo hast du das her David?"

David erzählte und legte darnach auch ihren Streit. Aber der alte Pfarrer der entschied nicht zu ihren Gunsten. Er überreichte einfach den Beutel seinem jungen Gast, dass er denselben wieder seiner Herrin und rechtmäßigen Eigentümern zustelle. Später, als man merkte, dass einige tausend Reichgülden mehr in dem Sacke waren, erhielt David sowohl, als sein Gehilfe einen angemessenen Teil von ihrem Funde.

Die Gräfin Sophie Hedwig empfing die ihr von dem Naurath zugeführten Gäste mit großer Freundlichkeit und Herzlichkeit. Man sah, wie ihr ihr früheres Benehmen leid that. Sie hatte schon ein Logis für dieselben gemietet. Als die Rede auf das

Gold kam, sagte sie: „Davon nehme ich keinen Pfennig. Das ist ganz für die a r m e n M i e h l e n e r.“

Plebanus hatte fast keine Worte mehr, so ergriff ihn diese unvermutete Freude.

Durch Verwendung solch bedeutender Summen konnte er hoffen, dass noch sein liebster Erdenwunsch erfüllt würde.

Und wirklich, als das Frühjahr kam, zog er mit seiner Familie wieder in das alte Pfarrhaus zu Miehlen ein.

Auf die Nachricht von dem Tode des bösen Karpe und des Wegzuges der Truppen hatten die alten Bewohner sich schon haufenweise in ihrem teuren Heimatsort eingefunden. Schutt und Trümmer verschwanden von den Brandstätten. Und mit dem von dem Pfarrer ausgetheilten Geld wurde lebhaft gebaut. Aber mit dem alten Pfarrer zog sein junger Schwiegersohn, der neue Oberschultheiß im Dreiherrischen, Philipp Naurath. Der frühere Oberschultheiß Roderich Schmitt war kurz nach seiner Erlösung aus der Gefangenschaft in Folge der ausgestandenen Angst und Kummernis gestorben. Da hatte denn Naurath, der sich nicht gerne von seinen neuen Freunden trennen mochte, sich um die erledigte Stelle beworben und sie auf Fürsprache seiner gnädigen Herrin auch erhalten.

Die neue Verwandschaft aber machte ihre gegenseitige Verbindung noch inniger und vertrauter.

Der junge Oberschultheiß hatte sich ernstlich vor Gott geprüft, ehe er diesen Schritt tat. Aber er hatte gefunden, dass ohne das holde Katharinen nie sein Lebensglück vollkommen werde. Sie war zu innig mit der Wandlung, die sein innerer Mensch genommen hatte, verwachsen.

Diese beide jetzt so nahe verwandten Männer nun arbeiteten vereint an dem Aufbau von Miehlen. Der Alte brachte hierzu seine Erfahrung und Weisheit, sein unerschütterliches Gottvertrauen und sein Herz voller Menschenliebe, und der Junge seine jugendliche Begeisterung, seine Tatkraft und seinen scharfen, praktischen Verstand. Und so ist unter Gottes Beistand das schöne Werk gelungen.

Freilich war es ein großes Glück für sie, dass sich der Krieg in den vierziger Jahren mehr in andere Gegenden zog und diese Ortschaften fast ganz von Plünderungen verschont blieben.

Allerdings mit einzelnen versprengten Haufen und raublustigen Marodeurs hatte man oft seine liebe Not. Das sollte eines Tages der gute David erleben. Er hatte sich eben in seinem neuen Hause — denn mit dem geschenkten Gelde war er so glücklich gewesen, sich ein Bauerngut und ein Haus zu verschaffen, — mit Weib und Kind an dem Tische niedergesetzt, auf dem das Mittagmahl in dampfender Schüssel stand, als ein Haufen solcher Strauchmörder in die Stube hereinbrach. Sie wünschten, dass David mit seiner

Familie aufstünde. Sie wollten sich dann selbst zum Mahle niedersetzen. So etwas hatte aber der David niemals gerne getan. Er widersetzte sich darum nachdrücklich solcher Zumutung. Aber die Strolche machten kurzen Prozeß und nagelten ihn mit den Ohren an die Stubentüre. Und in dieser Stellung musste er zusehen, wie sich es die wilden Kerle schmecken ließen.

Allerdings wurden sie durch das sich zusammenrottende Volk verscheucht und David wieder befreit, aber es wollte ihm den ganzen Tag nicht schmecken. Der Hunger war ihm gänzlich vergangen. Und erst den Abend vermochte er, das verlorene Mittagessen wieder einzuholen.

Solche Überfälle verschwanden aber immer mehr mit dem heran nahenden Frieden. Und endlich ward er denn abgeschlossen, der westphälische Frieden. Nach langen dreißig entsetzlichen Jahren war wieder Frieden auf Erden. Ha, wie brannten die Feuer so lustig auf allen Bergen, wie läuteten die Glocken so fröhlich, als die Nachricht des Friedens durch die deutschen Länder ging.

Auch der alte Pfarrer Plebanus hatte ihn noch erlebt. Er hatte schon mitten im Kriege ein Friedenswerk gebaut. Wenn er von seinem Fenster hinunterschaute zum Mühlbach, dann standen da lange Reihen neuer Häuser und das Klappern der Webstühle drang zu ihm herauf und wenn Sonntags die Glocken riefen, dann wallten wieder zahlreiche Gäste ins Gotteshaus. Aber jetzt sah er sein

Friedenswerk gesichert. Und am 29. Oktober 1648, wo er den Gottesdienst zur Feier des Friedens hielt, da wallten noch zahlreichere Gäste ins Gotteshaus und ihre Angesichter leuchteten noch fröhlicher, als sonst.

Der alte Pfarrer aber predigte über Joh. 13, 35: „Dabei wird Jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt.“ An der Hand dieses Wortes des Herrn von der Liebe donnerte er gegen jeglichen Glaubenshass und Glaubenszwietracht, als der Grundursache des Übels, dann aber auch gegen die geheimen Anstifter des Krieges und die Schürer der Flammen und dann gegen die Tyranney und Grausamkeit der Heerführer und gegen die Schändlichkeit der Soldaten und die Verhärtung des ganzen Menschengeschlechtes. Seine Rede war bald wie ein Sturm, der Felsen zerschmeißt, bald wie ein Erdbeben, von dem die Erde zittert, bald wie ein verzehrendes Feuer. Aber wie der Herr aus Horebs Höhen zuerst in Sturm, Erdbeben und Feuer daherkam und dann im stillen, sanften Sausen, so wurde auch seine Rede, als er jetzt auf die Liebe und Eintracht und das stille Friedenswerk, was den rauen Tagen des Krieges folgen sollte, zu reden kam, wie ein stilles, sanftes Wehen.

Die Miehlener hatten nie eine solche Predigt gehört. Es war schon, wie eine Stimme aus jener Welt.

Der alte Pfarrer hat auch nicht lang mehr gelebt. Kurze Zeit darauf ist er im Arme seiner

teuren Anna Maria und im Kreise seiner Kinder und Enkel sanft und selig entschlafen. —

Manche wollen behaupten, das Geschlecht des Plebanus sei seitdem ausgestorben, oder wäre wenigstens im Begriff, auszusterben. Ich weiß das nicht so genau. Allein das kann ich mit Festigkeit behaupten, daß das Geschlecht des David noch wacker grünt und blüht.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Johannes Scherer oder **Tonsor**, der Wanderpfarrer der Unterpfalz. **Ein Lebensbild aus den Jahren 1620 bis 1641** von **W. O. von Horn** (W. Oertel). **Zweite Auflage. Preis 10) Sgr.**

Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Von **W. O. Von Horn** (W. Oertel). Mit **Illustrationen** von **Nothbarth**. **Zweite Auslage.** Geheftet. **Preis 15 Sgr.**

Lehrgeld, oder **Meister Conrads Erfahrungen** im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von W. O. Von **Korn** (W. Oertel). **Dritte verbesserte Auflage. Mit L in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 10 Sgr.**

Franz Kerndörser. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt von **W. O. von Horn** (W. Oertel). **Zweite verbesserte Auflage.** Mit einer Abbildung. **Preis 10 Sgr.**

Robinson der Jüngere
von Joachim Heinrich Hampe.

Für das Volk und die Jugend
neu bearbeitet von

W. O. von Horn,
(W. Oertel.)

dem Spinnstubenschreiber.

Mit vier Stahlstichen. 20 Bogen. Elegant gebunden.

Preis nur 15 Sgr.

Der Rhein.

Geschichte und 8agen

seiner

Burgen, Abteien, Klöster und Städte

von

W. D. von Horn.

(W. Oertel.)

Groß 8°. 35 Bogen mit 36 Stahlstichen. Geh. Preis Thlr. 4.

— Prachtvoll gebunden in Goldschnitt Preis Thlr. 4. 20 Sgr.

H. L. Brönner's Druckerei in Frankfurt a. M.

Bearbeitet 2017
von
Dr. Falko Dienstbach
Großneffe von Luise Schupp, geb. Offenbach
Schwiegertochter von Ottokar Schupp